

Л. Б. 3
83

УНИВ. БИБЛИОТЕКА

Р. И. Бр. 11239

Das Drama der Revolution

ID = 34187791

Von

Eugen Ziegler



Berlin 1911

Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin).

Einem Stück Literatur, das künstlerisch durchaus nicht zu interessieren vermag, eine eigene Betrachtung zu widmen, ist eine gefährliche Sache. Sie wird den aufopferndsten Spezialisten der Literaturgeschichte so wenig locken, wie den vielseitigsten Ästheten. Sie ist nur insofern der untersuchenden Arbeit eines einzelnen und gar der Aufmerksamkeit eines weitem Kreises wert, als sie der Psychologie und der jedes unscheinbarste beiläufigste Dokument dankbar aufnehmenden Historie — Material liefert. Wenn einem Gegenstand solcherlei Interesse, und zwar ausschließlich zukommt, dann ist es ein Gang durch die bedeutsamsten Dramen der französischen Revolution. Nicht daß wir uns eine methodische und erschöpfende eigentliche Geschichte dieser Literatur wünschten, etwa wie A u l a r d und S t e r n und andere mit Recht auf eine Geschichte ihrer Presse, ihrer Journalistik dringen, oder daß wir bei der mehrfach geschilderten, so viel bewegten Geschichte des Theaters verweilen möchten, deren Verquickung mit der politischen und sozialen Entwicklung sich in dem Buche der G o n c o u r t so hübsch und anregend nachlesen läßt, und auch in B i r é s „T a g e - b u c h e i n e s P a r i s e r B ü r g e r s“ recht lebendig ersteht. Darüber könnte im Format des kurzen Essays in summarischer Weise wenig Neues, in fragmentarischer Weise wenig zur Befriedigung geboten werden. Die Absicht in diesen Blättern geht dahin,



in einer kurzen Übersicht aus den markantesten dramatischen Schöpfungen der Revolution einmal ihr Echo, aber auch ihren Gang selbst herauszulesen. Denn so doppelter Natur ist in der Tat das Verhältnis. Die Bühne ist einmal der nie fehlende Resonanzboden gewesen für die Bühne der hohen Versammlungen, Konstituante, Legislative, Nationalkonvent und jene anderen Bühnen der Klubs, der Kommune und der Straße selbst; die Bühne ist aber auch mehr als das gewesen, hat, wie wir sehen werden, in die Gesamttragödie in mächtiger Rolle eingegriffen und ist mehr als einmal zur Würde des Protagonisten aufgerückt. Also: Unser Überblick dürfte eine Skizze des Verlaufs der Revolution selbst wie sie im allgemeinen bekannt ist, darstellen, und ihre landläufige Kenntnis um eine Seite erweitern, die bei den pragmatischen Werken mehr als nötig verkürzt oder vernachlässigt wird. Ein Hinweis auf die „Victimes cloîtrées“, etwa mit einer Szene daraus zum Beispiel, vermöchte die Woge der Stimmung gegen die Klöster besser als jedes Raisonement vor uns lebendig zu machen, der „Ami des lois“ wäre in seiner Bedeutung als Schwanenlied des Idealismus in der Revolution einer Würdigung wert.

* * *

In den Anfängen der Revolution, man könnte sagen, ihren Flegeljahren oder: als sie noch in den Windeln einer gewissen Ethik lag, noch mehr mit Kugel, Pike und Laterne, als mit der Guillotine gemordet, noch mehr mit Worten als mit Kugel, Pike und Strick gefochten wurde, indem es noch um Institutionen, Prinzipien, Glaubensartikel ging,

statt bloß um Sein oder Nichtsein von Briganten und tollen Halbheiligen — in diesen Anfängen ist auch um das Reich des Schönen gekämpft worden. Auch hier ging ein Sturm übers Land. Der durchtobte das Reich der linden Lüfte und alle jene Schönheit eigenwilligen Reizes stirbt unterm Riesenschritt der Idee, der Tendenz.

V o l t a i r e und F i g a r o waren über das Theater gekommen. G r e u z e, der süße Greuze, hatte übers zarte Gartenland der Maler der Grazien und der „jolis riens“ die Blitz- und Donnerwolken seines sentimentaln Pathos heraufgeführt. Das waren vielleicht Propheten gewesen. Aber ihre Prophezeiung hatte sich noch mit der Schönheit vermählt, ob auch, wer Augen hatte zu sehen und Ohren, zu hören, es ahnte, daß die M a r i v a u x und P a r n y verklingen mußten. Jetzt folgen den Propheten die Schreier.

Mit knapper Todesnot war die Reisekutsche der graziösen Madame V i g é e - L e b r u n über die rettende Brücke der Savoyergrenze geflogen und D a v i d legte seine tugendschwere Hand auf Frankreichs Kunst — sie mit seiner Römerei zu nähren, zum Opfer für Freiheit und Vaterland. Und wie er mit der Kunst verfuhr, in majorem revolutionis gloriam, so spannte Joseph Ch é n i e r die dramatische Muse vor ihren rasselnden Eisenwagen und drängt sie mit drahtgeflochtener Peitsche. Laut füllt er die Köpfe mit seinem Gerassel — der Eisenwagen. Laut dröhnt der Triumph. Was tut es, keiner achtet, ob die Muse seufzt, ob sie schweigt. Über ein kurzes mag man hinsehen. Da ist von der königlichen Himmelstochter nichts mehr zu sehen. Da ist es eine Magd, da ist es die schnödeste Vettel der Straße, eine wie all die vielen Megären, die da ziehen am Wagen der Re-

volution, nicht alle gleich schlecht, hie und da auch eine die nach hinten zieht, Poesie heißt keine.

Es ist wie in Notre-Dame: wo die kranke Tänzerin den Thron der heilenden Gottesmutter entweiht.

I.

A n d r é d e C h é n i e r , der feine Dichter, vielleicht der beste Nachahmer, den die Hellenen jemals gefunden haben — war er doch freilich selbst ein halber Grieche, von seiner Mutter her — dieser A n d r é , den die Nachwelt kennt und liebt, ist es nicht, der dem Namen seinen Ruf gemacht hat. Sein Bändchen ist ja zum guten Teil ein Nachlaßgeschenk. Es wußten wenige, was man tat, was Frankreich verlor, als er das Podium der Guillotine beschritt. Aber dem Generalkonsul C h é n i e r war noch in Konstantinopel 1764 ein zweiter Sohn geboren worden, M a r i e J o s e p h , der erst Offizier war, dann auch Schriftsteller wurde, oder wenigstens Rhetor, fruchtbar in Hymnen, Dramen und Traktaten. Der war so ganz der Mann für jene Tage lärmender Verzückung; es konnte nicht anders sein, er mußte einer der sieghaftesten Fahnenträger werden. Ungeheure Erfolge hat er errungen. Er war der Sänger der Revolution. Ein obskurer Schatten ist neben ihm jener R o u g e t d e L i s l e geblieben, der im Weintaumel einer Nacht zu Straßburg die Marseillaise geschrieben hatte, zu der Menschen Stauen und seiner eigenen nachherigen Verwunderung und fast Beängstigung. Um es kurz zu machen mit diesem zweiten C h é n i e r , der so eintägig und ver-

gessen ist, wie der Bruder unsterblich: der Mann ist 1811 unter Napoleons ruhiger Hausordnung gestorben. Der Dichter war es längst. Denn sein Spätlingswerk „Tiberius“ mußte vor der Zensur des neuen Regiments begreiflicherweise auf dem Papier bleiben. Die Tragödien seiner großen Tage handeln von Heinrich VIII., Jean Calas und Timoleon. Vor allen steht „Karl IX.“, seine historische Tat, die „Tragédie nationale“, wie er sie bescheiden abhebt von *Voltaire*, vor allem von den großen vorsintflutlichen Schranzendichtern *Racine* und *Corneille*.

„Karl IX.“ oder „Die Schule der Könige“ hat mit den grimmigen Kämpfen zwischen den Sozietären des gestern und heute ehrwürdigen, klassischen Theaters von Frankreich, Kämpfen, die man in *Copins Talma* biographie weitläufig und in der liebevollen Arbeit der *Goncourt* echt dramatisch dargestellt findet, zur Spaltung und schließlichen Sprengung der *Comédie française* geführt. Die Dichtung hat das ebenso negative aber in den Folgen weniger fatale Verdienst, der alten klassischen Tragödie den Todesstoß versetzt und der zwangloseren neuen von *Hugo* und *Dumas* vorgearbeitet, vielleicht Bahn gebrochen zu haben, wobei freilich nichts ebenbürtiges mehr, aber doch wenigstens — mit Ausnahme von Napoleons kalten Hoffabrikaten — keine derartigen klassischen Todgeburten mehr nachgekommen.

Das aufregendste Ereignis in Frankreichs eigener Geschichte, die Bartholomäusnacht auf die Bühne zu bringen, war allerdings ein Gedanke von grandioser Novität, hauptsächlich aber Aktualität. Stellt sie doch ein Drama im packendsten Sinne des Wortes dar. War sie doch geeignet, mit ihrem entsetzlichen Zusammenstoß all der jetzt lebenden Gegensätze die



Fragen und den Streit der Zeit in schärfster, in übertriebener Zuspitzung, in grellster Flammenbeleuchtung, in Weißglut zur Gestaltung zu bringen. Wo blieb vor diesem Krater das Heldenwesen, die konventionelle Romantik der überlieferten Bühnen. In erster Linie richtet sich das Stück gegen den religiösen Fanatismus und das ruchlose Hofstrebentum. Das monarchische Prinzip, das Königtum selbst findet sich mehr als sanktioniert, gar in seinem derzeitigen Träger Louis XVI. eigentlich verherrlicht, durch die stetigen Seitenblicke auf ihn, wo sein Ahnherr Henri IV., als junger Heinrich von Navarra, der ideale Träger des Königsgedankens, der trostwirkende Erbe der französischen Krone, den Nachtgestalten der Florentinerin Katharina und ihres elenden schwachen Kindes, des mordbereiten Bübleins Karl IX. gegenübergestellt wird, verherrlicht auch schon in den Versen der Anrede an ihn, welche der Dichter der Widmung an die Nation folgen läßt. Dennoch wird niemand je im Ernst behauptet haben, daß dabei etwas Greifbares für das Programm der Gemäßigten, für den Konstitutionalismus herausgekommen sei. Die Leidenschaften, die ihn zermalmt haben, die dagegen haben reichliche Nahrung erhalten, aus dem Drama und den Kämpfen um seine Aufführung, die eigentlich selbst ein viel packenderes Drama, man könnte sagen, selbst das Drama „Karl IX.“ sind. Man braucht dabei nicht einmal an jene gehässigen Stimmen zu denken — Chénier selbst hat wohl eine Anspielung wenigstens ursprünglich noch ehrlich fern gelegen — jene Stimmen, die schon allzeit die eigene Königin mit den Schreckenstypen Isabeau de Bavière und Katharina zusammen nannten. Genug: wo es schon an allen Ecken brannte, war es untunlich, noch

Öl ins Feuer zu gießen. Der Widerstand der Behörden, der Geistlichen und der konservativen Schauspieler gegen die Aufführung wäre weise gewesen, wenn die Kraft dagewesen wäre, darin zu verharren. So hat er dem Dichter und der Revolution nur einen Sieg und einen widerhallenden Triumph mehr bereitet, einen folgenreichen Dienst erwiesen. Der große T a l m a , der in der Rolle des königlichen Verbrechers seinen Ruhm begründet, führt die dramatische Muse in die Revolution hinüber, ein D a v i d und ein J o s e p h C h é n i e r in seinem Fach.

Geschrieben war die Tragödie schon vor dem als „Ausbruch der französischen Revolution“ fixierten Datum, als die Reichsstände zusammentraten, war sie schon dem und jenem bekannt. Von der Soirée am 13. Januar 1789, als C h é n i e r vor der Herzogin von O r l é a n s und dem Prinzen H e i n r i c h von P r e u ß e n und zahlreicher Gesellschaft seinen „C h a r l e s IX.“ vorlesen durfte, heißt es: „Séance fort longue. Personne n'a été ému, beaucoup ont bâillé, et tous se sont écriés que c'était admirable.“

Jetzt aber war die Stunde gekommen, für dieses Stück. „Admirable.“ Den Erfolg bei der Vorlesung, das Delirium bei der Aufführung zu erklären, dabei brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Die Ereignisse und die Stimmung des Tages, T a l m a s Schauspielerkunst, der Gegenstand, der Donnerklingklang der Phrasen und der Verse — was hätte es mehr gebraucht. Was es mehr gebraucht hätte, das war freilich nicht da. Jedermann kennt die alte, von keiner Kritik beirrte Darstellung der Bartholomäusnacht. Eine Dosis braver Karikatur darüber — und es bliebe uns erspart, hier noch weiter einzugehen, den Hergang zu erzählen. Wenn es nun doch geschieht, so kann es nur um des Problems willen sein, wie man

frivol oder stumpf genug sein kann, über einer Bartholomäusnacht in Versen zu gähnen. Wenn nämlich die Gesellschaft beim Herrn von Ségur gegähnt hat, wie ginge es dem heutigen Leser. Der Versuch zu einer solchen Analyse ist doch keine bloße Frivolität. Es erschließt sich uns dabei die Charakteristik des ganzen Kunstsinns und Kunstbetriebs der französischen Revolution, in Pinsel, Meißel, Ton und Feder, in Tanz und Umzug, in ihren gesamten Schöpfungen von den regenverwaschenen Tugenden in Gips bis zu Robespierre's Gottesfeier, wobei es doch auch nicht durchgehend an Anlaß zu zwanglosem Entzücken gefehlt hat, sobald nur die Sonne und schöne Mädchen und Frauen im weißen oder bunten Feierkleid mit von der Partie gewesen sind.

Man kann in unserer Übersicht unterhaltenderen Dingen begegnen; in ihnen reden Parteien und Episoden. In „Karl IX.“ scheint eine Welt, eine Zeit zu reden, scheint die Revolution selbst zu reden, zu räsonnieren, Prolog zu halten.

* * *

Monarque des Français, chef d'un peuple fidèle,
Qui va des nations devenir le modèle,
Lorsqu'au sein de Paris, séjour de tes aïeux,
Ton favorable aspect vient consoler nos yeux,
Permets qu'une voix libre, à l'équité soumise,
Au nom de tes sujets te parle avec franchise;
Prête à la vérité ton auguste soutien,
Et las des courtisans, écoute un citoyen.

So apostrophiert der Dichter den König im Vorwort zu seinem Drama. Es ist ein Gruß, eine Huldigung, es ist aber auch eine Lektion, oder doch wenigstens eine Predigt. Er stellt sich ihm mit keinem geringern Anspruch vor, als in Tragödien den Tacitus seiner Dynastie zu machen. Die Nutzenanwendung, die

er ihm vorhält, muß man in ihren Versen lesen oder noch besser, hören, was natürlich von der ganzen Tragödie gilt. Denn von dieser Rhetorik läßt sich ohne Akustik kein Begriff geben, noch weniger in einer Übersetzung und ginge sie in der pompösesten Sprache einher, die sich im Deutschen in Anpassung an das hier so überlegene Französisch auftreiben ließe. Am allerwenigsten aber kann eine bloße Inhaltsangabe eine Vorstellung von dem erzieherischen Zuspruch vermitteln, der dem vielumstoßenen L u d w i g zu Gemüte geführt wird.

Er, heißt es, hat die blutigen Maximen der verbrechenstiftenden mächtigen Sklaven nicht zu den seinigen gemacht. Das allzeit von ihnen verleumdete Volk findet seinen Verteidiger in einem hochherzigen König. Den Trug der Vorurteile vom Thron abhaltend, weiß L u d w i g die Rechte der Natur zu achten. Dem Volk in Wahrheit dankt er seinen Glanz, und des Volkes Größe nur kann seine Größe festsetzen. Umsonst werden seine und Frankreichs Feinde den Dichter verklagen, ohne alle Scham in ihrer stolzen Unwissenheit. Geschickt zu lügen ist die Kunst der Höfe. Die Vernunft, die unsterbliche Wissenschaft mag er befragen und jene andere Vernunft, die man Erfahrung heißt, seinen Geist und sein Herz mag er fragen und die Tiefe der Vergangenheit ergründen und sehen, welche ruhmgeweihten Namen der Verehrung der Zukunft geheiligt überwiesen sind, und welches die Namen sind, die scheußlich gebrandmarkt nach hundert Jahren noch des Vaterlandes Abscheu ernten. Und nun passieren sie Revue, die allzu vielen Könige und Minister, die mit ihrer unheilvollen Weisheit stets vergessen, daß ihre Gewalt vom Volke stammt, und als ein Recht betrachten, was nur ihre Pflicht ist, vom Mörder der Tempelherren bis zum



Sklaven Richelieu's und den weitem Nichtstuern und Günstlingsknechten. Dann die Guten, die wahren Herrscher, Ludwigs wahre Ahnen. Frankreichs Halbgötter nennt er sie tatsächlich, die Familie der guten Könige, leider all zu arm an Zahl. Karl der Große, der die Freiheit der Franzosen hatte begründen wollen, aber nicht können, indem diese Ehre vom Himmel unserem Ludwig vorbehalten war; dann Ludwig der Heilige und weiter bis zum Ideal von einem Fürsten mit seinem Ideal von einem Minister: Henri IV. und Sully. An sie wird sich Ludwig schließen im Tempel der Erinnerung und der Dichter verspricht ihm, dereinst seinen Ruhm zu singen und den seines Ministers:

Citoyens tous les deux, dont les travaux constants
Nous ont rendu nos droits usurpés si longtemps.

Er wird singen von der erhabenen Versammlung, wo die Tugend präsidiert, in der des französischen Volkes Majestät wohnt, von den drei Völkern, die sich in diesem einen Volk verschmolzen im Vergessen nichtiger, nichtig verteidigter Rechte; vom Sieg über die Feinde, vom Bürger, der den Herd verläßt, um in den Krieg zu ziehen, vom Fall der Bastille und der Eroberung der Freiheit; von Lafayette, dem Rivalen Washingtons, der erst sein Zögling und dann seinesgleichen war. Sogar den braven Maire, den ehrlichen Bailly will er besingen.

Et dans la France entière un peuple fortuné,
Au seul nom de la cour autrefois consterné,
Rallié désormais au nom de la patrie,
Illustre par les moeurs et grand par l'industrie,
Révérant, chérissant les vertus de son roi,
Libre sous son empire, et soumis à la loi.

* * *

In der Ausführung, im Spiel, auf der Bühne schließlich, und gar wenn er bei tüchtigen Schauspielern aufgehoben ist, nimmt mancher dramatische Charakter, der bei der Lektüre mit Leben nichts zu tun hat, eine ordentliche Wirklichkeit im menschlichen Fleisch und Blut an. Das kann man immerhin kaum mehr glauben, wenn man sich so gewissermaßen als Anatom auf die Suche macht, wo etwa Fleisch und Blut an den Skeletten unseres *Chénier* ansetzen könnten. Skelett? Nein, Phantome, Gespenster; Abstraktionen, Ideen in menschlichem Aufputz, Phrasen — verkörperte Phrasen wäre schon zuviel gesagt. Das ganze Personal, der ganze Dialog wird von Typen à la *Philipp*, zu Scheusalen karikiert, und von Lehrern à la *Posa* bestritten. Man kann sich denken was dabei herauskommt, oder vielmehr: man kann sich nicht denken. Denn dort gibt es wenigstens Weiber. Ob das einzige Frauenzimmer, das *Chénier* doch nicht hat umgehen können, die Königin, noch etwas mit einem Frauenzimmer zu tun hat, mag der geneigte Leser selbst ausmachen. Die Art, wie sie ihren schwachen Sohn entscheidend herumbringt, indem sie ihn von dem rein mütterlichen Charakter ihres Waltens überzeugt, ist das einzige Moment, wo sie Geschlecht annimmt. Vielleicht müßte bei dem galanten *Chénier* auch das als ein weibliches Charakteristikum zählen, daß sie mit der teuflischen Superiorität dieses Geschlechts in Diplomatie und Politik die gescheitesten Männer wie den Kardinal zum Besten hält, so daß er sie als blödes Weiberhirn für die Düpierte seiner Familienpläne, für das treulich funktionierende Instrument seines *Guisen*-ehrgeizes halten kann, daß er nicht merkt, wie sie *Bourbon* und *Condé* gegen sein Haus ausspielt, wie sie ihn und die Seinen gegen jene ausgespielt hat.

Es ist aber immerhin wahrscheinlicher, daß er ihre dämonischen Kräfte auf Rechnung ihres macchiavellisierten Florentinerbluts, auf Rechnung ihres schlimmen Vaterhauses setzt, für die er mehr übrig hat, als für Frauenpsychologie. Zu einem Dichter, welcher Liebesintrigen in einer Tragödie als frivole Niaiserie verpönt, ausdrücklich, im Predigtton, stimmt freilich solche Auffassung und Behandlung des weiblichen Elements. Denn hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag was uns alle bändigt. K a t h a r i n a ist von allen Gestalten des Vorwurfs die am glänzendsten, am gewalttätigsten mißverstandene. Am besten, oder doch am plausibelsten ist ihm K a r l IX. selbst geraten. Am Tun und Reden eines körperlich und geistig bis zur Krankheit elenden Kindes ist eben nichts zu verstehen, kann also kaum viel falsch verstanden werden. Zum Mittel- und Glanzpunkt aber für eine Schöpfung C h é n i e r s und für T a l m a s Spiel war dieser Jämmerling wie gemacht. Kein Wunder, daß er den Dichter inspiriert hat, noch bevor die Zeit gekommen war.

* * *

Im ersten Akt finden wir zunächst C o l i g n y und H e i n r i c h v o n N a v a r r a , die sich in düstern Ahnungen und schweren Sorgen vor der Zukunft ergehen. Der Kanzler l' H o p i t a l , der edle Neutrale, der Versöhnlichkeit und reines Menschentum, oder eigentlich den Patriotismus von 1789 vertritt, auch zu seinem und wenigstens problematisch auch zu anderer Trost genau zweihundert Jahre voraussieht, sucht sie zu beruhigen und zu besänftigen. Der künftige H e n r i IV. hält einen längern Rückblick auf seine schöne Jugend, die so ganz eine

Prinzenerziehung nach dem Programm von R o u s - s e a u ' s Schule illustriert, stellt sie dem Treiben dieses Hofes gegenüber, der ihn mit Staunen, Abscheu und Bestürzung erfüllt.

Que les lieux où jadis s'écoulait mon enfance,
Avec un tel séjour ont peu de ressemblance.
Et combien je rends grâce aux généreux humains,
Qui des mâles vertus m'ont ouvert les chemins.
Je ne ressemblais point aux enfants des monarques,
Corrompus en naissant par d'éclatantes marques.
Enivrés de respects de titres séducteurs,
Livrés aux courtisans, condamnés aux flatteurs,
A l'art des souverains façonnés par des prêtres,
Et sans cesse bercés du nom de leurs ancêtres.

Er hat statt Dienern seinesgleichen, Freunde um sich gehabt. Zur Arbeit, zum Mut, zu hoher Offenheit ward N a v a r r a ' s Kriegerblüte erzogen. Da trotzte man der Glut des Mittags und der Strenge des eisigen Winters. Auf Bergen, unfruchtbaren Felsen schulte man sich verwegenen Spiels. Dann ist er ihm, dem Admiral, und C o n d é nachgefolgt, in den Kampf an seines Vaters Statt.

Et ce qui doit surtout au peuples de la France,
Sur mes destins futurs donner quelque espérance,
Durant plus de cinq ans, défenseur de nos droits,
J'ai connu l'infortune, école des grands rois.

Und welch ein Bild nun, das er in seiner neuen Laufbahn, am Hof, erleben muß. Krieger ohne Scham, in Weichlichkeit entnervt, in eitler Schwelgerei verloren, künstlich verderbt. Weiber, welche allzu fügsame Fürsten lenken, Höflinge, gelehrig vor den Leidenschaften eines Königs, die der Eigennutz allein handeln und reden macht, die alles nachzumachen und zu heucheln fähig. Hundertmal hat er über ihren Vergnügungen und ihrer falschen Fröhlichkeit, ihren

glatten und mit Geschick verschleierten Lastern sich zurückgeseht zu den groben Tugenden, zu den Bergen und den schneeigen Felsen, den schweren Mühlen, dem Waffengetümmel.

Et mes premiers succès pour moi si pleins de charmes,
Et ces camps généreux où parmi des guerriers.
Votre élève croissait à l'ombre des lauriers.

Diese Rede gehört noch zum schönsten was die Dichtung aufzuweisen hat, die zitierten Verse werden die Art der Diktion schon nahe genug bringen.

Jetzt tritt die Königin mit den Guisen und Gefolge auf und empfängt die drei in wohlgesetzten Macchiavellismen, die nur so starren von unheimlichen Komplimenten und schönen Verheißungen, aber doch die Ranküne nicht ganz verhüllen. Der Kardinal von Guise und sein Bruder bleiben zurück und enthüllen nun dem erschauernden Publikum die ganze Schwärze ihrer Seelennacht. Der stürmische Draufgeher und der berechnende priesterliche Diplomat heben sich recht wirkungsvoll voneinander ab. Des Neffen stolzer Sinn will nichts von Rechnen mit der Gunst der Menschen wissen, sondern ganz sans façon nach einer Art von Herrenrecht den gesunkenen Thron der Valois usurpieren. Da fürchtet er denn auf seinem Weg einzig den jungen König von Navarra, der nun die von ihm selbst erstrebte Hand der Königstochter und vermutlichen Erbin gewinnt. Und gerade der soll verschont werden in dem geplanten Gemetzel, das sie endgültig zu Herren der Lage macht. Da steht er in unmutiger Ratlosigkeit, behauptet dann aber doch wieder, er fürchte ja eigentlich überhaupt niemand. Man hat beinahe das Gefühl, dieser Guise sei mit seinem unwahrscheinlich knabenhaften Bramarbasieren nur dazu da, als Folie zu dienen für die gefährliche Schlangennatur des

Kardinals, ihm Gelegenheit zu geben, sein ganzes feines Gift vorzutragen, mit einem Wort, den Typus des ehrgeizbesessenen, fanatischen, perfiden Priesters zu bezeichnen. Seine Weisheit ist nicht die Tat, die klare. Seine Weisheit ist das Warten, das Reifenlassen, vielleicht nicht ganz ohne hie und da auf einen Knopf zu drücken. Wenn nur erst einmal die *Valois* ausgeschaltet sind, — *Bourbonen*, *Condés* können nicht ihre Nachfolger werden. Kann ein Protestant über Frankreich herrschen? Laßt uns doch Nutzen ziehen aus dem Aberglauben. Ihm wäre es freilich lieb gewesen, wenn ihnen *Medici* der beiden Prinzen Blut gleich auch bewilligt hätte für die bevorstehende Mordnacht. Sie weigert sich und er wagt keine weitere Hoffnung. Aber nur Geduld. Es wird schon kommen. Andere haben dann einmal weniger Skrupeln und wir sind dann mächtiger. Sind sie erst einmal weg, dann wird sich alles ducken und die *Valois* selbst werden sie, die *Guisen*, zu der höchsten Größe erheben.

Beiläufig: wie interessant wäre es, wollte einmal einer der vielen Bartholomäusnachtsdichter auf den Gedanken kommen, die Gestalt dieser gewaltigen Königin, dieser überlegenen Italienerin, kurz und klar herauszustellen, und zwar im besonderen ihr Ringen mit dieser *Guise* familie, das von allen Problemen dieser Geschichte das interessanteste und das immer noch ganz ungenügend beachtet ist. In künstlerischer Neuschöpfung dürfte das freilich kaum geschehen, weil in Epos oder Drama alles Interesse von dem blutigen, religionsgeschichtlichen Drama in Anspruch genommen, von solch politisch-persönlichen Fragen abgezogen wird. Es müßte in der Art eines großzügigen Historienbildes geschrieben werden.

Der zweite Akt vergegenwärtigt uns das Zwie-

gespräch zwischen Mutter und Sohn. Wie der Kardinal spricht sie ein bißchen zur Galerie. Der König wehrt sich natürlich. Da enthüllt sie ihm die ganze gefahrenumdrängte Einsamkeit eines Königsthrons, erinnert ihn an den Abfall des *Connétables Bourbon* von seinem Ahnherrn *Franz I.* Da ist keine Freundschaft, keine Ergebenheit, kein Verlaß. Es sind alles nur selbstsüchtige Streber, drum muß man sie alle gegeneinander brauchen und die einen durch die andern los werden. Als den zurzeit gefährlichsten bezeichnet sie den Admiral mit seiner Partei. Schon meint er den Meister spielen zu können. Noch widerstrebt ihr Sohn. Da kommt der Kardinal und macht ihm die Hölle heiß für seine Lässigkeit, Ordnung zu halten in Gottes, von den Ketzern durchwuchertem Garten. Wohl sträubt er sich noch immer. Er will es nicht glauben, daß es im Willen des gütigen Gottes liege, daß ein König seines eigenen Volkes Blut in Strömen vergieße. Aber auf alle Bedenken hat der Kardinal, hat die Mutter eine Antwort, und schließlich haben sie ihn wirklich so weit, daß er nun selbst danach brennt, den Admiral durch erheuchelte Güte recht fein in die Falle zu locken. So empfängt er ihn gleich nachher. Der greise Krieger sucht ihn für den Gedanken, der ihn ganz beseelt, für den Krieg gegen Spanien zu entflammen. Der junge *Henri* wäre der gegebene Mann, an der Spitze der königlichen Armee Belgien zu erobern. *Philipp*, der von allen Seiten Frankreich umlauernde Feind ist doch selbst allein, hat nur den Papst zum Hort, den *Karl*, so meint er, doch nicht zum Freunde haben kann, er, dessen Vorfahren die Kurie, die nichts vergißt, gedemütigt haben.

Und da hat er den Knaben auch gleich wieder in Händen. Er ist ihm gewonnen und begeistert drängt

er nun selbst den treuen Diener auf den Weg zu Kampf und Triumph. Wie der nun wirklich das Ohr seines Herrn besitzt, entwirft er ihm in kühnem Schwung sein ganzes prophetisches Programm. Von der Überflügelung Spaniens auf allen Gebieten, Industrie, Handel, Eroberung Amerikas, zum friedlichen Wettkampf in aller Welt, zu einer großen blühenden Zukunft des Weltfriedens und einer allgemeinen Weltbürgergemeinschaft unter Frankreichs leuchtender Ägide. Schon erhebt sich von Tiber zu Themse das Leuchten des neuen Morgenrots. Unmerklich wendet sich die Rede wieder vom König zur Galerie. Und jedem Enzyklopädisten muß das Herz im Leibelachen, wie unser Dichter das große „Sesam, Sesam tu dich auf!“ die Aladinslampe der Menschheitsgeschichte, die Erfindung der Buchdruckerkunst feiern läßt durch den alten Calvinistenhelden. Wie sie die Welt erneut, die Kunst den Geist zu vervielfältigen, zu verewigen, allen Augen zu schenken, was je geschrieben worden. Wie sie Europa nach allen Seiten durchleuchtet. Und endlich gar:

L'audace enfin succède à la timidité,
Le désir de connaître à la crédulité;
Ce qui fut décidé maintenant s'examine,
Et vers nous pas à pas la raison s'achemine.
La voix des préjugés se fait moins écouter.
L'esprit humain s'éclaire; il commence à douter.
C'est au siècles futurs de consommer l'ouvrage,
Quelque jour nos Français, si grands par le courage,
Exempts du fanatisme et des dissensions,
Pourront servir en tout d'exemple aux nations.

Begeistert, hingerissen stimmt Karl ein. In den beiden letzten Versen seines extatischen Beifalls verheißt er nichts Geringeres als:

Le bien de mes sujets m'occupera sans cesse;
Puissé-je par mes soins obtenir leur tendresse.

Dieser C h é n i e r hat Humor.

Da es so gut steht, wagt der Admiral eine eigentliche Mahnpredigt, die nicht weniger herzliche Aufnahme findet. Er erinnert ihn an die Edikte gegen die Protestanten, die seine jugendlich gefügige Empfänglichkeit für Beeinflussung durch geschickte Betrüger bekundet. Davor warnt er ihn. Er soll nicht Höflingen seine höchsten Befugnisse überlassen. Sich selber nur soll er glauben. Selber soll er regieren, Frankreichs und nicht seines Hofes König soll er sein. Jener bedrückt das Volk. Er soll in ihm seine wahre Stütze sehen. Er soll bedenken, daß um ihn her Millionen von Menschen von einem Wort aus seinem Munde ihr Schicksal erwarten, bedenken, daß für ihn allein all dies Volk atmet; durch seine Arbeit schafft es den Glanz Eures Reiches. Es baut unsere Felder, es verteidigt unsere Wälle. Aber ein feindlicher Schleier verbirgt Euch seinen Blicken; aber während es klagt schläft sein Fürst und selten dringt sein Schrei an Euer Ohr. Er soll sich seine Ahnen, die guten nämlich, zum Vorbild nehmen, L u d w i g d e n Heiligen und Ludwig XII., den „Vater des Volkes.“

Wie Karl wieder mit Muttern allein ist, hat das Wetter auch gleich umgeschlagen. Der Mann meine es jedenfalls gut und ehrlich, das denke er schon, aber er müsse sagen: er sei ihm halt einfach zuwider. Zu Herzen sei ihm seine Rede halt doch nicht gegangen. Sein Eifer sei ihm verdächtig. Er wisse nicht, an was es liege. Ob vielleicht die Wahrheit, um auf die Könige zu wirken, aus einem Munde kommen müsse, der ihnen sympathisch sei; sei es, daß es das Gewicht der Mutterstimme davontrage, oder daß der Himmel ihn warnen wolle durch dies unverständliche Gefühl. Natürlich ist es der Himmel, fällt die Mutter ein. Wir haben aber nicht wörtlich

zu folgen. Sie warnt ihn vor C o l i g n y ' s Popularität. König wolle er werden. Reformiert sollten sie werden, wenn der obenauf komme. Von so einem Parteiführer hat man alles zu befürchten. Das Volk sei eine zuweilen recht unzuverlässige Masse. Ein großer Eindruck reiße es mit. Das werde er morgen sehen, wenn es wieder gefügig zu seinen Füßen liege, nachdem er einmal in einer großen Tat seine königliche Macht gebraucht. Unterdessen nur ja keinen Argwohn aufkommen lassen. Dann wieder — für die Galerie — ein Schlager, einer der ein Lieblingsthema für die anti-monarchische Deklamation geworden ist:

Tromper habilement fait tout l'art de régner. In's Arsenal dieser Phraseologie übergegangen, und zwar in Masse, sind die Exkurse des Kanzlers L'H o - p i t a l , wie jene im Dialog mit dem Kardinal, im Anfang des dritten Aktes, die sich im Zusammenhang auf der Bühne geradezu ungeheuerlich ausnehmen. Sie hätten zur Verlesung von der Galerie herunter, als lyrisches Intermezzo, viel besser gepaßt. Es wäre der Mühe wert, mit F i g a r o ' s Reflexionen über den Adel die Gedanken zu vergleichen, welche dieser Magistrat seinem Beschützer, dem Kardinal aus dem stolzen Guisengeschlecht, dem „Enkel Karls des Großen“, anvertraut. Es fällt unendlich schwer, nicht auch wieder die anmutigen Grobheiten an die Adresse alles Ahnenstolzes zitieren zu dürfen. Aber das Stück ist nun einmal so, daß wir's gar streng nehmen müssen mit der Beschränkung der Zitationen, wollen wir nicht unsere Übersicht über den Umfang, der ihr anstehen mag, hinauswachsen lassen. Wer der Freude am Grotesken gerne nachgibt, mag in L o u i s M o l a n d ' s „Théâtre de la Révolution“, der Sammlung, welche dieser Arbeit in der Hauptsache zugrunde liegt, die köstlichen Tiraden mit dem Be-

hagen nachlesen, mit dem sie genossen sein wollen. An dieser Stelle müssen wir der Versuchung widerstehen. Zu den Mitteilungen über den Adel fügt der zweihundert Jahre zu früh geborene Weise des weitern den Rat, der streitbare Herr Kardinal möchte doch nicht etwa auf die Idee kommen, die spanische Inquisition einzuführen, nein, vielmehr der Nation Glaubensfreiheit schenken, die Tugend der Menschen beruhe ja nicht in ihrem Glauben, sondern in Gerechtigkeit und Wohltun. Folgt eine so genaue Prophezeiung der Revolution von 1789, daß man sich füglich fragen darf, ob sie tatsächlich in dieser Fassung dem Manuskript angehört hat, das schon im Januar dieses Jahres vorgelesen worden ist. Man kann es nur schwer glauben. Der Fall der Bastille, der Konstitutionalismus Ludwigs XVI. hätte in diesen Tagen kaum so erzählt werden können, ohne ein Echo zu hinterlassen, das auch für uns dokumentiert wäre. Wenn aber der Zweifel einmal wo einsetzt Im darauf folgenden Staatsrat ergreift er, gezwungen, nochmals das Wort, indem er vor dem König in langer Anklage die Geschichte beziehungsweise die Missetaten der Päpste aufzählt, vor einem neuen Edikt zur Unterdrückung der Ketzer als dem sichern Anlaß zu neuem Bürgerkrieg warnt und sich schließlich geradezu weigert, als Kanzler sein Siegel darunterzusetzen. Seine Flammenrede hat dieselbe Wirkung wie Coligny's Worte. Der König ist von neuem anders überzeugt, Bestürzung bemächtigt sich der Verschwörer. Die Königin allein bleibt ihrer Sache sicher.

In der Tat finden wir bereits beim Beginn des folgenden Aktes alles wieder in gewünschtem Geleise. Die Mutter hat das Feld behalten. Nicht ohne allen Zynismus läßt sie der Dichter ihren Sieg be-

schreiben. Die Stelle wäre nicht ungeschickt. Um aber weitem Schwankungen vorzubeugen, hat sie das Gerücht von einem Anschlag auf des Königs und ihr eigenes Leben ausgestreut und an des Sohnes Ohr gelangen lassen. Coligny tritt wieder auf, beim König Schutz zu suchen gegen drohende Anschläge und sich gegen das perfide Gerücht zu verwahren. Heftiger Wortwechsel mit den Guisen. Letzte Warnung an den König im Abgehen. Versammlung der Verschwörer. Der König, durch das Widerspiel der verschiedenen Beeinflussungen schon halb sinnlos vor Aufregung, gibt sich dabei in einem recht eindrucklichen Vers:

Versez le sang, frappez!
(Dreimaliges langsames Glockenzeichen.)
Ciel! qu'entends-je? Ah! Madame.

Der Kardinal gibt in gutem Stil den Mördern Absolution und Segen, derweil nun die Glocke immerzu läutet, bis in den Beginn des letzten Aktes, da der Kanzler dem eben aufgeschreckten Henri die Greuel schildert, die im Gange, den König auch wie er auf die Seinen schießt. Der empörte Navarra wendet sich in zorniger Straf- und Fluchrede gegen seinen elenden Schwager. Und dann gipfelt das Stück in jener Wahnsinnszene, aus der sich Talma seinen Ruhm geschaffen. Wenn man sich nach dem, was von Talma auf uns gekommen ist, nach seinen Bildern vor allem, diesen Künstler lebendig zu machen versucht, wenn man diese Szene liest, wenn man sich so recht die Elektrizität vergegenwärtigt, welche da ganz die Luft erfüllte, dann kann man willig glauben, daß der geniale Debütant das Theater „bis zum Einsturz“ erschüttert habe mit seinem reueverzehnten, furiengepeitschten König.

II.

Die Leidenschaften waren entfesselt. Man brauchte sie wahrlich nicht mehr zu nähren. Aber es war dankbar, es brachte Namen und Geld, ihnen als Dichter und Schauspieler zu frönen.

Die Liquidation der alten Kirche, wie sie das Jahr 1790 brachte, hat die französische Gesellschaft mehr als alle andern Umwälzungen entzweit, wie sie ja auch in ihren Folgen die Nation heute noch bis in alle Tiefen erschüttert. Sie hat das Band zwischen dem König und dem jungen Frankreich zerrissen, hat ihn mehr als alles andere den bewegenden Ideen entfremdet. Sie hat dem Bürgerkrieg die elementaren Wurzeln und Kräfte gegeben. Sie erst hat die Nation als solche gespalten. Sie hat die meisten Märtyrer und die schönsten und darum auch die fruchtbarsten Martyrien geschaffen. Sie hat die Gemüter am tiefsten aufgewühlt. Auf religiösem Gebiet hat die Revolution wohl ihre größten Ungerechtigkeiten, sicher aber ihre größten Dummheiten begangen.

Hier war aber auch eine der grimmigsten Wunden am Körper des alten Reiches, die beinahe so laut nach Heilung schrie, wie die Hungersnot selbst.

Wir haben keinen Rückblick zu halten über die kirchlichen Schäden des *ancien régime*. Man weiß, daß die Geistlichkeit im krassesten Maßstab durch alle Mißbräuche, die da überhaupt Platz hatten, diskreditiert war, und für ihre Ansprüche kaum mehr größeren Boden fand, als ihr die Staatsgewalt in ihren Diensten zu sichern vermochte. Ihre Verdienste hatten dagegen nicht aufkommen können, hatten weltlich wie sie zum guten Teil waren, eher noch zu

ihrer Zersetzung geholfen. Die Grazie ihrer feinen Kultur, der Reiz ihrer Geselligkeit, die doch nur eine Blüte ihres wenigen vorbehaltenen, vielen entzogenen Reichtums war, fand keine Worte vor den ernsten Fragen der zur Neuschaffung des Staates versammelten Nation. Um so lauter schrieten ihre Gebrechen und Sünden, schrieten die leeren Kassen des Reiches. Da kam es nun Schlag auf Schlag. Religiöse Toleranz und Zivilverfassung für die Geistlichkeit und die darin beschlossene Einziehung des Kirchenguts zuhanden des Staates, der sie nun besoldete, ist als philosophische, staatsrechtliche, politische Forderung und Neuerung zweifellos die Hauptsache, aber die Seele der Masse beschäftigt doch am meisten das Konkrete, Augenfällige. Die Ehe der Geistlichen und die Aufhebung der Klöster (soweit die Orden nicht der Krankenpflege lebten), das waren Dinge, welche das Volk ganz anders packten. Religionskriege oder gar eine Bartholomäusnacht hatte das achtzehnte Jahrhundert nicht mehr gekannt. Aber wie das Elend, das die Klöster bargen, die öffentliche Meinung bewegte, dafür haben wir in *Diderot's „Religieuse“* und nicht in ihr allein beredete Urkunden genug. Wie verlockend für die Bühne. Nicht als Gegenstand für den Kothurn eines *Chénier*, bewahre, aber doch ganz anders aktuell, aus dem Leben heraus, aus dem Heute heraus. Wieviel naheliegender in seiner Spezialität.

Verfasser der „*Victimes cloîtrées*“, ist der Schauspieler *Monvel* aus Lunéville, 1745—1812. Er figuriert unter den Sozietären, mit denen *Talma* 1793 das Théâtre de la République, die heutige Comédie an der Rue Richelieu, kauft, um es aus den Händen seiner harmlosen Direktion in die Dienste der Revolution zu bringen, er und seine Sezessionisten,

damit den Aristokraten am Théâtre de la nation, der ursprünglichen Comédie française, eine revolutionäre Comédie entgegenstehe, mit eben dem Prestige jener klassischen Stätte. Besseren Ruhm als durch seine eigenen literarischen und Schauspielerleistungen hat er in seiner Tochter geerntet, die zu den Sternen des französischen Theaters zählt: *Mademoiselle Mars*, die, wie kaum eine andere, dessen alten guten Geist, Molière's schöne Weisheit und Marivaux' Grazie, mit ihrer Schönheit, Grazie und Geist von neuem hat triumphieren lassen.

Das Klosterstück vom 29. März 1791 hat er noch der alten Comédie française geschrieben. Ist „*Charles IX.*“ das Deklamationsstück par excellence, so haben wir in den „*Victimes*“, ob auch die Deklamation nicht vernachlässigt ist, mehr das Rührstück vor uns. Als solches hat es einmal den Vorteil, nicht ohne Frauenzimmer auskommen zu können. Da ist vor allem die unglückselige Mutter als Vertreterin der dem weiblichen Geschlecht wunderbar eigenen Pfaffenknechtschaft ein sehr überzeugendes Agens. Auch die wackere Magd mag auf der Bühne Fleisch und Blut angenommen haben, und die Tochter, das bejammernswerte Opfer, deren grauenvolle Lage mit der dumpfen Verzweiflung uns in wirkungsvoller Zuspitzung und Steigerung erst mit dem letzten Akt vergegenwärtigt wird, gibt immerhin den zweifellos mit ihrem Geschlecht am besten verkörperten schreienden Appell an das menschliche Fühlen ab. Fraglos würde uns die Dichtung, wenn man das Opus so heißen dürfte, sehr räubergeschichtlich anmuten. Aber diese Menschen, die wirklich Menschen sind und keine personifizierte Phrasen, haben Leben. Auch müssen wir gewisse, durchaus nicht hauptsächlich Zumutungen in der Kombination der Ereignisse ab-

gerechnet, uns vor dem Vorwurf der Übertreibung ernstlich in acht nehmen. Noch im neunzehnten Jahrhundert sind Klöstern greuliche Geheimnisse ent-rissen worden. Und im alten Frankreich ist recht vieles möglich gewesen, gegen das unsere Vorstellung sich sträubt. Nicht umsonst hat einer von Frankreichs bedeutendsten Geistern, hat Denis Diderot, sich die Denunziation des hier wuchernden Elends zum Vorwurf eines seiner Hauptwerke gemacht, hat sein unsterblicher mit so erschütternder Einfachheit vor-getragener Roman „La Religieuse“ die öffentliche Meinung so mächtig angepackt, ohne im wesentlichen bestritten zu werden. Bleibt denn als Einwurf von Belang bestehen, daß die dramatische Behandlung sich nicht über das Gelegenheitssensationsstück zu erheben vermocht hat. Ist nun M o n v e l kein großer Dichter: wo hätte man im Tumult jener Tage auf die Stimme eines feinen und schönen Geistes gehört. F i g a r o schwieg vor dem Donnergekrach des ein-stürzenden Hauses, dessen Mörtel und Steine er mit blankem Dolch hatte lockern helfen.

In die Exposition führt uns ein possierliches Hors d'oeuvre aus der Atmosphäre jenes gemütlichen Optimismus, in dessen Rosenfarben so vieler Fran-zosen Augen die Dinge gesehen haben. Die stereotype Rolle der Vertrauten, ohne welche der Dialog der klassischen Tragödie nicht hatte auskommen können, ist in der Komödie schon immer etwas mehr als ein Notbehelf gewesen; die Gestalt kam ursprünglicher aus dem Leben heraus, konnte natürlich gegeben sein. Wie reizend spricht uns das vertraute Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft an in M a r i - v a u x' und L e s s i n g s patriarchalisch idyllischen Lustspielen. Wie innig sind da die getreuen Kammer-kätzchen und Diener mit den Geschicken und In-

triguen von Herr und Herrin verflochten. Die Zeit der großen Sentimentalität hatte nur noch auszusprechen und gewissermaßen zu weihen, was sie da warmes Menschentum vorfand. Von dieser Atmosphäre köstlicher Gemütlichkeit gibt uns der erste Akt der „Victimes cloîtrées“ ein Münsterchen, und zwar wohlberechnet als Folie für die Darstellung jener unbegreiflichen Abweichungen vom natürlichen Menschendenken- und Empfinden, aus denen die tragische Verwicklung entkeimt.

* * *

Das Stück ist in Prosa.

Francheville's ergrauter Diener, vielmehr Faktotum, Hausmeister, Picard, ist daran, seines Herrn Wohnung zurecht zu machen, da er, zum Maire seiner Heimatstadt gewählt, aus Amerika heimkehrt, heute erwartet wird. Närrisch ist er vor Freude. Er kommt also wirklich heim, er, den er als Kind auf dem Arm getragen. Ganz von Sinnen ist er, legt den Fußteppich auf den Schreibtisch. Es sind auch fünfviertel Jahr, daß er ihn nicht mehr gesehen hat.

Erster Lakai:

Unten ist alles in Ordnung, Monsieur Picard; haben Sie weitere Befehle?

Picard:

Befehle, einem guten Freunde? Ich habe keine zu geben. Ich bin euresgleichen, einer vom Hause wie ihr. Ich gebe keine Befehle, ich bitte.

Ein zweiter Lakai meint, das steheschon fest, daß die Natur uns alle gleich gemacht habe. Aber es gebe eine Unterscheidung nach Verdiensten, und sie

wüßten schon, was sie von seiner Stellung im Haus zu halten hätten. Er sei mehr Freund als Diener, werde in allem um seinen Rat gefragt, habe das volle Vertrauen seiner Herrschaft und verdiene es und keiner sei auf ihn eifersüchtig.

Die gesprächige Haushälterin führt uns des weitern ein in die Familie, mit dem Bericht, daß auch *Francheville's* Schwester, *Madame de St. Alban*, die mit ihrem Gemahl ebenfalls heimkommt, alles in Ordnung finde. Von dem guten Mann ist ja freilich kein Tadel zu erwarten. Der wird nie zornig, würd' er's nur einmal, hätt' er doch mal einen Willen. Hätt' er ihn nur einmal gehabt, so hätten sie nicht das liebe, reizende Kind des Hauses verloren. *Picard* heißt sie schweigen. Davon will er nun einmal gar nichts mehr hören. Aber da hilft nun nichts mehr. Alle Schleusen gehen auf bei der biedereren Dienerschaft. Jedesmal wenn sie in diese Stube kommt, ereifert sich die Alte, jedesmal muß sie das Bild da anschauen, das liebe, das treffende Bild „unserer schönen, unserer angebeteten *Eugénie*.“ Und jedesmal, wenn sie's anschaut, muß sie davon reden, 's ist stärker als sie. Zweiter Lakai: Jung, schön, reich und sterben. *Picard* sucht sie aufzuhalten in der Verurteilung der unbegreiflichen Mutter. Ganz umsonst. 'S ist der süßliche Beichtvater da, von den Dominikanern nebenan, der ist Schuld an allem. Die Lakaien wissen, daß er *Eugénie's* Bewerbers Feind gewesen. Und sie erst, die Haushälterin. Vor ihr hätte man sich nicht in acht genommen, weil sie, um hinter ihre Heimlichkeit zu kommen, sich gleichen Sinnes gestellt. Ist er ihr nicht immer mit dem Standesunterschied gekommen. Ein Kaufmann, un homme de rien! Daß sie ihre gesellschaftliche Rolle nicht vergäße, die sie spiele mit ihrem Adel, den sie

ihren Gemahl sechs Monate vorher hatte kaufen heißen. Im übrigen gibt sie zu, daß Madame gut ist, im Herzensgrund, daß sie nur irregeführt ist durch ihren Beichtvater. Sie weiß ja auch, daß man seinen Nächsten milde, liebevoll beurteilen soll. Aber dieser Père Laurent, der ist's, den sie verabscheut. Die andern, auch Picard, pflichten ihr lebhaft bei. Die Rede kommt noch auf den unglücklichen Dorval, Francheville's jungen Freund, der Eugénie's glücklicher Liebhaber war, und sie mit der Hand der Liebe so glücklich gemalt hatte. Der hat über seinem Verlust die Welt geflohen, ist zu den Dominikanern nebenan gegangen, will arglos in die Hände seines Feindes die Gelübde ablegen.

Picard ist kaum wieder allein, da kehrt einer der Lakaien zurück; ein Mönch wünsche ihn, da Monsieur Francheville noch nicht da, zu sprechen, kein Père Laurent, eher sympathisch. Père Louis kann nicht auf Francheville warten. Er hat ohne Erlaubnis das Kloster verlassen und Père Laurent ist ihm nicht grün. Das führt ihn natürlich prächtig ein bei dem alten Hausgeist, der nun von Teilnahme ergriffen nach den Fügungen fragt, die ihn ins Kloster gebracht: „ein Beruf, der, unter uns gesagt . . .“, „Nur für Faulheit, Talentlosigkeit, gemeinsten Egoismus paßt,“ fällt ihm der Mönch verständnisvoll ins Wort. „Mein Freund, der Mensch hängt nicht immer von sich selber ab: vor der Revolution erstreckte sich der Despotismus auf alles, nahm er alle Formen an; er hatte alle Stände erreicht, er herrschte bis in den Schoß der Familien . . . Unter den Vätern selbst traf man zuweilen Tyrannen, und mein Unglück wollte, daß der Mensch, bei dem ich rührende Fürsorge, Schutz, Zärtlichkeit hätte finden sollen, daß der Mensch, den die Natur mir zum

besten Freund bestimmt hatte, ganz meinen Brüdern hingegeben war, nur sie sah, nur für sie schaffte, auf sie nur jene wohltuende Zuneigung vereinigte, die ich mit ihnen hätte teilen sollen, sich von der Wiege an als mein Feind erwies, von der Wiege an mein Unglück und meinen Untergang beschloß, mich vernachlässigte, die weichen Ergüsse meines Herzens immer abwies, und durch Widerlichkeiten aller Art, durch die härtesten Entbehrungen, durch ein Betragen überhaupt, das mich den Verstand verlieren machte, mich zwang, auf die Welt zu verzichten, die ich noch lediglich nach ihren Qualen kannte, mich in ein Kloster stürzte und mich zur Ablegung von Gelübden zwang, die, indem sie mein Vermögen meinen Brüdern sicherten, gleichermaßen seiner Liebe zu ihnen und seinem Haß gegen mich Genüge taten.“

P i c a r d sucht ihn zu trösten mit der Morgenröthe der Revolution, die gewiß, und zwar bald, auch den Gefangenen der Klöster den Tag wiederbringe. Nun wagt sich der Mönch an den Gegenstand der ihn hergeführt: D o r v a l. P è r e L a u r e n t hat sein Noviziat abzukürzen gewußt, morgen soll er sein Gelübde ablegen, den seine Melancholie drängt, sobald wie möglich sich für immer an dem Ort neben dem Grab seiner Geliebten zu begraben. Die Dominikaner sind nämlich von E u g é n i e 's Kloster nur durch eine gemeinschaftliche Mauer getrennt, und ihr Oberer L a u r e n t ist des nachbarlichen Nonnenklosters Beichtvater. „Ja. Sein Beichtvater. Damit ist alles gesagt.“

Aber F r a n c h e v i l l e kommt immer noch nicht. Der Pater kann nicht länger weilen. Er läßt ihn durch den Alten sofort ins Kloster bitten. Es handelt sich um eine wichtige Mitteilung, und es geht um D o r v a l s Glück.

Picard:

Na, da ist einer dem's gleich ist, wenn's zu dem kömmt, was sie uns von Paris berichten.

Er bleibt in allerhand Vermutungen über Père Laurent und seine Nachbarschaft versunken. „Picard, Picard,“ sagt er, wieder all seine Biederkeit zusammennemend, „ce que vous dites là n'est pas charitable . . . Mon Dieu! mon Dieu! Ce qu'on a de disposition à mal parler de son prochain . . .“

Lärmender Jubel auf der Treppe weckt ihn. Er ist's, Francheville. Rührendes Wiedersehen zwischen Herr und all der Dienerschaft. „Enchanté de vous revoir tous, mes enfants.“ „Et nous donc, monsieur, et nous?“ So geht es fort. „C'est un songe quasiment de vous voir,“ meint die Haushälterin. Er hat jedem einen Kram von der Reise. Sein Glück ist die Liebe seiner Mitmenschen. Wie käme dazu, wer nicht selbst zu lieben wüßte. Das ist das Reasonement dieses Menschenbruders.

Picard will ihm nun von Dorval reden. Er aber will nichts, will nichts mehr von Eugénie hören. Und doch — was hat er zu sagen. Da ist nun der Alte wieder in seinem Element, seinem Schmerz. „Sie waren noch keine sechs Wochen verreist, da findet sich Madame zu einer Reise nach Paris bewogen . . . Aber Eugénie kann man nicht mitnehmen, es geht nicht.“ Der Vater fragt schüchtern warum . . . Es ist da ein Beichtiger, der mit Auge und Kopf zu sagen scheint, daß es unmöglich, und ‚es geht nicht‘ ist die einzige Antwort, die Monsieur de St. Alban erhält. Man verreist. Mademoiselle ist im Kloster. Monsieur Dorval ist trostlos. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, aber ich brauchte bald selber Trost . . . Mademoiselle wird unwohl . . . die Krankheit macht

reißende Fortschritte. Sie ist ansteckend... Verbot sich E u g é n i e. zu nähern... Ich beharre darauf, ich will sie sehen... Sie ist tot... drei Tage... drei Tage kaum, und diese arme E u g é n i e ist im Grab! Ich glaube darüber den Verstand zu verlieren...“ Er schildert die Verzweiflung der heimeilenden Mutter und berichtet, wie D o r v a l, dessen Verzweiflung nicht zu schildern sei, sich dem Père L a u r e n t in die Arme geworfen, und wie er nun morgen die bindenden Gelübde ablegen will, und entledigt sich seines Auftrags.

In diesem Augenblick, da F r a n c h e v i l l e ins Kloster eilen will, sind unter abermaligem Freudentumult seine Schwester und ihr Gemahl angelangt.

Zweiter Akt. Madame de St. A l b a n, von diesem Tumult bis ins Zimmer verfolgt, bereitet, um es in einem Wort zu sagen, diesen Ergüssen den genau entgegengesetzten Empfang. Der Jammer ihrer Nervosität, die Explosion ihres ganzen „vieux jeu“ mögen ihr in ihrer Possierlichkeit einen stets erneuten rechten Lacherfolg gesichert haben. Gatte und Bruder suchen dabei umsonst zu intervenieren und reizen sie nur noch mehr. Rückzug des beleidigten Personals.

Sie verlangt nach dem Père L a u r e n t. Man hat sich doch hoffentlich täglich nach seinem Befinden erkundigt? Jetzt, nachdem es im Kloster gebrannt hat, ist sie noch sonderlich in Angst um ihn. Man beruhigt sie, der werde schon nicht auf sich warten lassen. Indessen hat sie mit den Herren weiterzuzanken. Sie entdeckt auf dem Tisch ihres Bruders eine Schärpe. Ach, er ist ja Maire geworden. Sie gibt ihm nun Gelegenheit, die Schleusen seiner bürgertugendgesättigten Rede zu öffnen. Sie soll ihm noch gratulieren? „Mein Bruder, Ihr Reichtum hätte Ihnen etwas glänzendere Auszeichnungen verschaffen kön-

nen... Aber damals gaben Sie sich als Philosophen, damals betrachteten Sie den Ehrgeiz als ein abscheuliches Laster, als eine unerträgliche Qual... damals besangen Sie die Süße einer bescheidenen dunklen Niedrigkeit; Sie wiederholten uns ohne Unterlaß das *V o l t a i r e* sche:

Trop heureux les mortels inconnus à leurs maîtres!

Jetzt scheint Ihnen die Mairie einer kleinen Stadt ein Ehrenplatz! Jetzt ergreift Sie die Eifersucht. Jetzt hat Sie die Laune gepackt, eine Rolle zu spielen in der Welt... und welche Rolle erst!... Sie haben sich wirklich sehr geändert.“ Ihr entgegnete darauf der Bruder: „Ja, sehr verändert, meine Schwester... Ich bitte Ihren Gatten, der ein Ehrenmann ist, ein weiser Mann, den ich liebe, um Verzeihung. Aber ich hätte nie wie er meiner Frau zuliebe die Schwachheit gehabt, meinen alten, guten bescheidenen Bürgernamen gegen einen käuflichen Adel einzutauschen, den das Volk verachtet und über den sich die Großen lustig machen... Nicht die Ehren such' ich, sondern das Glück nützlich zu sein. Ein einträgliches Amt würde ich ablehnen, eine mühselige Stelle ist mein Ehrgeiz. Ich brauche keine Reichtümer, aber ich habe es nötig, meine Pflicht zu tun... Was meine Eigenliebe anbelangt, ja, ich gestehe es, mir schmeichelt der Posten, zu dem ich eben erhoben worden. Ich war achtzehnhundert Meilen entfernt, seit zwanzig Monaten, und man hat mich nicht vergessen... Wenn der Stolz zuweilen erträglich wäre: ich glaube in diesem Augenblick könnte man mich entschuldigen, wenn ich solchen fühlte.“

Madame ist in die Trauer um ihre *E u g é n i e* zurückverfallen, da erscheint *P è r e L a u r e n t*, als Tröster willkommen heißen. Die Versicherung seiner Teilnahme führt ihn unverzüglich unter gänzlicher

Mißachtung des Gegenstandes zu Angriffen auf die bösen Geister, die alles in Frankreich in Frage stellen. Heftiges Gefecht. Tiraden *F r a n c h e v i l l e*'s mit deutlichen Winken oder Drohungen gegen die Kirche und ihre Schätze, gegen die Klöster insbesondere, vermischt. Um ihn los zu werden, wendet der Mönch sich jetzt erst zum Gegenstand der Trauer, und ergeht sich in salbungsvollen Teilnahmeversicherungen und Tröstungen. Er kommt aber den beiden Herren auch gar zu unverfroren, sie fallen mit scharfer Anklage auf ihn ein. Er möchte sich wohl zurückziehen, hat aber noch ein Anliegen: *D o r v a l*, der morgen sein Gelübde ablegt, möchte noch einmal diejenigen sehen, die seine Familie hätten werden sollen. Die Szene des Wiedersehens nach allem Leid und des Abschieds für immer, der Ausbruch halben Wahnsinns, die Erschütterung aller Anwesenden mit Ausnahme des gleisnerischen Paters muß der Mittel- und Höhepunkt der drei ersten Akte gewesen sein. Man denkt unwillkürlich an das Pathos *G r e u z e*'scher Familientragik. Zur Entwicklung und Vertiefung der Empfindungen gegenüber der tragischen Situation, zur extatischeren Erschütterung der Gemüter ist die Szene konzipiert. Über die äußere Motivierung haben wir nicht zu streiten. Der Pater muß sich der kranken Seele sehr sicher fühlen. Die Bedeutung der Szene in der Handlung ist eine rein malerische, oder wenn man anders will, lyrische. An der Konstruktion, der Bewegung, dem Gang des Dramas, hat sie keinen Anteil.

Der dritte Akt führt uns ins Kloster der Dominikaner. Père *A m b r o i s e* rapportiert seinem Oberen. *F r a n c h e v i l l e* habe nach Père *L o u i s* gefragt. Er habe vorgegeben, diesen zu holen, ihm aber, als von Père *L a u r e n t* kommend, den Befehl gegeben,

in seiner Zelle zu bleiben, und dann Francheville geantwortet, er sei ausgegangen, aber er könne ja auf ihn warten. So wird es dann Abend werden und die Stunde kommen, da Besuche sich zurückziehen müssen. Daß dieser Francheville gerade zu dem ihm schon lang verdächtigen Père Louis will und nicht zu Dorval, erstaunt ihn. Wegen des letzteren nämlich hätte es ihn nicht beunruhigt, da er seines Opfers sicher ist. „Schon hat der Tod sein letztes Asyl bereitet.“ Nun braucht es nur noch des Gelübdes und sein riesiges Vermögen ist ihnen verfallen, er selber aber an ihm gerächt. Die beiden werden durch das laute Nahen des Unglücklichen, der seinem Irrsinn zur Beute durch alle Gänge irrt, gestört und räumen ihm den Platz; denn je mehr man ihn mit sich selbst allein läßt, desto besser für die Verdunkelung seines Geistes. Es ist auch kaum mehr an ihr zu zweifeln, vor dem heftigen Ausbruch, dem wir nun beiwohnen. So findet ihn auch der harrende Freund, von dem Jammerlärm angezogen. Er bietet noch einmal all seine Beredsamkeit auf, ihn an die Aufgaben und Pflichten in der Welt, als Mensch, als Bürger mahnend. Im Augenblick, wo er ihm den letzten dringenden Ruf des Père Louis vorlesen will, erscheint Père Laurent und setzt ihn mit Berufung auf die Stunde, da die Klosterpforten sich schließen, vor die Tür. Er versucht nochmals ihm sein Opfer zu entreißen, unter für diese Stelle zum Teil ziemlich naiv geformten Protesten gegen sein Treiben und seinen Stand. Schon glaubt er gewonnen zu haben, als der geistliche Wolf plötzlich sein Spiel ändert, den Novizen fahren zu lassen scheint, aber nur um ihn desto raffinierter zurückzugewinnen, indem er, in fast beiläufiger Bemerkung, die Erinnerung an Eugénie wachruft. Der Schmerz um sie überwältigt

D o r v a l von neuem. Er reißt sich vom Freunde los und stürzt hinaus. Dem bleibt nichts übrig, als den Platz zu räumen, unter Drohungen freilich. Er wird sie scharf im Auge behalten. „Zittere du selbst“ knurrt der andere. Père L a u r e n t weiß ganz wohl, was vorgeht in der Welt. Geheuer ist ihm nicht. Aber wenn's ihm nur noch mit D o r v a l gerät. Er hat eine persönliche Rechnung mit ihm zu begleichen. Und wenn dann die Flut der neuen Zeiten auf sein Kloster hereinbrechen sollte, dann haben sie für die schlechten Tage das Vermögen D o r v a l's, das dieser, wie er einen seiner sauberen Kumpane belehrt, in seiner Briefftasche auf sich trägt.

Wieder hört er den Unglücklichen kommen. Sie entfernen sich. D o r v a l's verzweifelter Monolog wird von Père L o u i s unterbrochen. Der öffnet ihm nun die Augen. Père L a u r e n t ist schuld an E u g é n i e's Tod. Wie vor kurzem die Feuersbrunst ausgebrochen, eben im Flügel, wo der Obere wohnt, war er auswärts. Père L o u i s ist nach seinem Kabinett geeilt, das Wichtigste zu retten: Papiere, Geld, Kostbarkeiten. Als das Feuer gelöscht, kehrt er in seine Zelle zurück. Unter den geflüchteten Papieren findet er einen offenen Brief. Die Handschrift fällt ihm auf. Es ist die einer Frau. Unwillkürlich liest er die ersten Worte. Erstaunen, Neugier. Der Brief ist von der Äbtissin daneben. Aus dem Brief geht hervor, daß zwischen den beiden Klöstern eine Verbindung besteht, nur dem Oberen und seiner Vertrauten bekannt und häufig von ihnen benutzt. Dieser Brief, „monument de scandale et dépôt infernal des plus noirs horreurs“, legt ihm die Pflicht auf, diesen Abgrund von Unrecht weiter zu untersuchen. E u g é n i e... Aus den Antworten der Äbtissin tritt Père L a u r e n t's rasende Liebe zu E u g é n i e unver-

hüllt entgegen. Und sie dient den Absichten des Ungeheuers. Alle ihre Anschläge, ihre Verführungskünste scheitern. Sie begegnet ihnen mit Entrüstung, will fliehen, wird aber ausspioniert und verhaftet. Die Voraussicht, daß sie, wenn sie ihren Eltern bei deren Rückkehr zurückgegeben ist, sprechen wird, und das den Untergang der Verbrecher bedeutet, ist des Mädchens Todesurteil. Was nun D o r v a l von E u g é n i e ' s Mörder zu erwarten hat, kann er sich denken. Père L o u i s hat sich einen Gartenschlüssel verschafft. Er selbst ist ja, er weiß es, auch bedroht. D o r v a l soll mit ihm fliehen. Aber D o r v a l, vom einzigen Gedanken das Scheusal zu töten besessen, ist nicht fortzubringen. Sein Schreien erfüllt das Haus. So flieht denn eben der Mönch allein. D o r v a l verliert in seiner Raserei die Besinnung. Sinnloses Toben beim Erwachen. Die Mönche überwältigen ihn, schleppen ihn gebunden fort. Der letzte Akt spielt in den beiden aneinanderstoßenden Kerkern D o r v a l ' s und E u g é n i e ' s, die im Elend verkommen, halb verhungert, das grauenhafte Dasein einer lebendig Begrabenen schleppt. D o r v a l findet, durch die Schrift eines früheren Opfers angeleitet, das Werkzeug, durch die Mauer zu brechen. Begegnung, erschütterndes Wiedererkennen, gleich darauf Invasion des Klosters, Père L o u i s, F r a n c h e v i l l e, die Eltern, alle. Befreiung, Jubel.

Ob nun der Mann im Parterre, welcher im Augenblick von D o r v a l s Knebelung, halb im Krampf: „Aux enfers, ce monstre-là!“ gebrüllt und sich dann damit entschuldigt hat, daß auch er im Kloster gewesen und von solchen Kerlen gemartert worden, vom Verfasser, wie böse Zungen sagten, hierfür angestellt, oder echt gewesen, jedenfalls war man ganz bereit, das scheußlichste zu glauben. Die Chronik erzählt, im

Kapuzinerkloster der Rue St. Honoré seien zur Aufreizung des Publikums gegen die Klöster zwei solche Verließe gezeigt worden, auch das Bett eines unglücklichen zum Tod daselbst verurteilten Opfers.

Die Volkswut hat sich dann bekanntlich nicht im Theater ausgetobt, sondern dem verletzten Gerechtigkeitssinn in den gehässigsten Scheußlichkeiten Genüge getan. Die Nemesis, zu deren Trägerin sich die Revolution gemacht, ist in diesem Posten der großen Abrechnung sowenig wie in den anderen zu kurz gekommen. Die Freiheit hat sich in der kurzen Zeit, die ihr frei gegeben war, an Klöstern nicht weniger versündigt als die Klöster ehemals an der Freiheit. Es ist charakteristisch für die Massenjustiz, daß sie ihren Angeklagten das Martyrium nicht zu vergönnen weiß. Sie trägt die Bürgschaft für die Auferstehung ihrer Opfer in sich.

III.

Wir könnten in unserer Übersicht über das Drama der französischen Revolution etwa folgende Gruppierung bringen.

Zunächst kämen die beiden eben skizzierten Stücke: Der „Charles IX.“ und die „Victimes cloîtrées“. Sie repräsentieren den Anbruch der Revolution. Sie ist gewissermaßen die Heldin, sie ist die Angerufene, die Besungene, Verherrlichte. Von dieser Gruppe ist um fast zwei Jahre Entfernung eine andere getrennt, aus der Zeit vom Prozeß des Königs bis zum Prozeß Fouquier-Tinville's, des berühmten Anklägers im Revolutionstribunal, das heißt: aus der

Schreckenszeit. Schreckenszeit bekanntlich genannt, weil der „Schrecken“ Prinzip und Programm war. Man könnte im übrigen finden, der Schrecken habe schon mit den ersten Anfängen der Revolution begonnen. Auf der Grenze der beiden Phasen, wo konstitutionelle Revolution und Brigandage sich scheiden, vor seiner Abdankung hat der idealistisch-ehrliche Freisinn und Bürgersinn noch einmal die Stimme erhoben, in einem edlen Protest gegen die Anarchie. Der „*A mi des lois*“ stellt sich auf die Voraussetzung der stets wiederholten Mär vom irreführten Volk, von der Unzerstörbarkeit des in ihm wohnenden Rechtsinns.

Auch diesem Stück fehlt das künstlerisch befruchtete innere Leben, das ihm Dauer über seine Aktualität hinaus verliehen hätte. Seine Verse, denen der historische Pomp und damit freilich ein gut Teil von dem Unterhaltungsvermögen fehlt, das sich *Chénier*'s Versen nachrühmen läßt, mögen stellenweise ein etwas nüchternes Gefäß sein für des Helden hohen Gesinnungsadel, es wird eben auch hier tüchtig doziert und des langen und breiten, und die Figur des Schwiegervaters in spe, *Monsieur de Versac*, hat über seiner Stellung in der Liebesstaffage die Rolle eines Typus des vorwiegend revolutionsfeindlichen Konservativen. Auf Gemeinplätzen wird zur Genüge herumexerziert. Aber einmal ist das Stück doch um seiner bleibenden ethischen Wahrheiten, vor allem aber um der Tapferkeit willen, welche in diesen mordberauschten Tagen in der Veröffentlichung dieses Stückes lag, unseres Interesses wert. Dann fehlt es nicht an guten sinnenfälligen Schilderungen, an treffenden Analysen, an unbarmherzig wiedergebender Porträtkunst, so daß dem Kenner der Revolution so mancher Name auf die Lippen kommt und dem

weniger Eingeweihten so manche bisher unbegriffene Gestalt und Handlung in psychologischer Analyse und Motivierung erkennbar und verständlich wird. Vor allem in der Person F i l t o ' s ist eine Gestalt gegeben, der zahllose Typus, ohne welchen man die Entwicklung der Revolution — und wohl noch vieles andere — nie verstehen wird, der feige mittelmäßige Ehrenmann — der nach der ersten Dummheit, Kläglichkeit, Schlechtigkeit nicht mehr zurückkann, und hilflos widerstrebend einer Tiefe zusinkt, die am Ende tiefer ist als sein Egoismus. In concreto wurde auf P é t i o n , den konfusen Girondenhäuptling gedeutet, P é t i o n , der, nichts oder vielleicht alles fühlend, im Nationalkonvent das Verbot der Aufführung bekämpft hat. Aber die ganze Gironde und nicht nur sie waren getroffen.

Verfasser des „Ami des lois“ ist J e a n L o u i s L a y a , 1761—1833. Er ist im übrigen so wenig wie die andern dramaturgischen Größen der Revolution literarisch zu Namen gekommen. Im Musée Carnavalet, dem Museum, das Paris im einstigen Palais der Madame de Sévigné seiner Geschichte und vor allem andern seiner großen Revolution gewidmet hat, wo diese wie nirgends sonst lebendig wird und zu erschauerndem Sichversenken in ihre unheimlichen Gründe und Winkel einlädt, da schauen in langer Reihe von den Wänden die Bilder derer, die sie gelebt. Unter ihnen begegnet uns der breite Kopf auf dickem Hals, das kluge, ruhige Gesicht mit den hellen Augen. Er allein vielleicht unter all den berühmten oder berüchtigten Köpfen und Namen der Galerie, ist dem Publikum fremd. Aber dieser Kopf prägt sich ein. Mir wenigstens ist es so gegangen. Als ich das Bildnis sah, kannte ich den Namen noch nicht. Ich kann mich, wenn ich von den klassischen Kunstwerken

absehe, nicht erinnern, daß mir je der Kopf eines Unbekannten so zähe im Gedächtnis geblieben wäre. Dies ist die schlichte, treumeinende Seele, die sich in den rührenden Worten eines Prologfragments spiegelt:

Très faible auteur; mais très-bon citoyen,
Je borne ici ma gloire à faire un peu de bien,
Au reste, si le coeur peut agrandir la tête
L'amour de mon pays doit créer le poète.

Die Sprache hat, wo sie den Unfug der Demagogen geißelt, manche dramatischen Treffer. Zuweilen prasselt das nur so von Hieben, die noch das Lesen zu einer Lust und das Verhalten des Zitierens fast zur Pein machen.

* * *

Die Première hat am 15. Januar 1793 stattgefunden. Die Widmung geht wie das ganze Stück von der Annahme aus, daß die guten Geister im Grunde die Oberhand behalten haben. Sie ergeht an die Vertreter der Nation. Sie ist ein Appell: „Bürger Gesetzgeber,“ heißt es da, „ich erweise euch nicht eine Ehre, indem ich euch meine Komödie widme: eine Schuld ist's, die ich bezahle. Der „Freund der Gesetze“ kann nur unter den Auspizien seiner Vorbilder erscheinen.“

Daß in diesem Prinzipienstück Intrigue und Tendenz nicht so leicht zu kombinieren sind, wie in dem konkreten Tendenzstück gegen die Klöster, bringt es mit sich, daß das weibliche Element wieder sehr in zweite Linie tritt. Es spielt nur eine Vertreterin. Sie ist aber ein Menschenkind und nicht etwa ein abstrakter Teufel in Frauenkleidern wie Chénier's Médicis. Wie in den „Victimes“ ist es die Schwiegermutter. Sie erhebt die Liebesgeschichte über das

Staffagenhafte hinaus, indem ihr Eingriff in dieselben mit ihrer Anteilnahme an den behandelten Prinzipienkämpfen verknüpft ist. Wenn Madame de St. Alban in ihrer geistlichen Atmosphäre den Liebenden verhängnisvoll wird, so ist es hier die Baronin de Versac, die im modernen Weib macht und den Tyrannen der Freiheit, deren wahres Wesen sie blind verkennt, in die Hände geraten ist, in den Klub geht und bureau de politique hält und nicht mehr Forlis, unseren Helden, den einstigen Marquis, sondern unter den Männern der neuen Zeit, denen die Zukunft auch offenbar gehört, zum Schwiegersohn kürt. Eines scheinen bis jetzt diese Tendenzdichter gemein zu haben: daß, ob sie sich viel oder wenig auf das andere Geschlecht einlassen, doch das *cherchez la femme*, das A und O ist, von dem die dramatische Kunst nun einmal nicht loskommt. Die Tochter der Versac erblicken wir nur im Hintergrund. Man hat sie aus dem tumultuösen Pariser Treiben zur Tante aufs Land gebracht.

Forlis ist verreist gewesen. Der Baron teilt ihm seine Beobachtungen und Befürchtungen mit. Seine Aktien bei Madame de Versac seien gefallen, und er selbst ist nicht mehr Herr genug im Haus, das Verlöbniß einzuhalten.

Ma femme était soumise; elle s'est corrigée;
Elle acquiert, mais beaucoup de résolution:
Et c'est, mon cher monsieur, la révolution,
Qui m'ôte avec mes droits ceux que j'eus sur son âme,

erklärt er dem bestürzten Freier. Die Umwälzung hat seine Familie just eben umgewälzt. Zu seiner Ehe hatte er den Adel und sie das Geld gebracht. Der Adel ist dahin, ihr Geld ist geblieben. Damit hält sie die Tochter in ihrer Abhängigkeit. Will er seine Autorität als Gatte geltend machen, so gibt es seit

der Revolution eine Ehescheidung, mit der droht sie ihm bei der leisesten Widerspenstigkeit. Da sie gerade allein sind, gibt er ihm mit Genugtuung zu verstehen, daß er, ob er auch selbst seine Hand nicht mit Bürgerblut röten möchte, sich doch auf die Emigranten und die Interventionsheere ihrer fremden Verbündeten und auf die Herstellung der Monarchie von Herzen freue. Entsetzt wendet sich der demokratische Cidevant-Marquis gegen solche Gedanken, will ihn an die Republik, an ihren reinen Kern, an ihren Bestand glauben machen. Zur Illustration derselben schildert ihm der Schwiegervater die Koryphäen seiner Frau; er gibt ihm, wenn wir mit dem Publikum unter *Duricrane* (Hartschädel) *Marat*, unter *Nomophage* (Gesetzfresser) *Robespierre* verstehen usw., eine famose Charakteristik derselben. Die heimkehrende Gemahlin bestätigt mit ihrem kalten Empfang schon, aber gleich auch mit klaren Worten die Befürchtungen, die er seinem Freunde geäußert. Sie sagt ihm auch die Gründe echt und frei heraus. Er hätte seinen Anlagen nach ein Parteihauptling werden, und als solcher sein Glück und seinen Namen größer machen können. Aber während doch die Verwegenheit die Tugend seiner Jahre ist, während es zu wagen, und den verlorenen Adel durch modernen Rang zu ersetzen galt, hat er den Weisen gespielt. So bleibt er auf der Seite, während andere, die nicht sind was er, vorankommen. Von all den Plänen, die sie schmieden, ganz erfüllt, will sie ihm von dem neuen Teilungsprojekt erzählen, das Frankreich in dreißig Staaten, das heißt: Häuptlingschaften zerlegt, *Nomophage* wird ihr darüber Vortrag halten, morgen kommt er hierfür zum Essen — da fällt ihr ein, sie spricht ihm ja immer von seinen Rivalen, die er wohl gründlich haßt. Er rechnet

sich's zum Ruhme. Er entschuldigt den Getäuschten, nie aber den Irreführer. Er läßt sich immerhin mit einladen, da ihr doch der Gedanke, sie aneinander zu sehen, soviel Spaß macht, immerhin unter der Bedingung, daß er frei reden dürfe. Noch wiederholt er ihr aber sein Erstaunen, daß diese Herren ihr's auch nur einen einzigen Augenblick hätten antun können. Sie schwört auf ihren Patriotismus. Da hält er ihr nun einmal eine tiefergehende Lektion über den gründlichen Unterschied, vielmehr Gegensatz, zwischen dem wahren Patriotismus des wackeren Bürgers, der ohne weiteres darin besteht, daß er die häuslichen Tugenden, wie er sie in der Familie betätigt, auch im öffentlichen Leben übt, sein Herz befragt und Blutvergießen in reiner Menschlichkeit verpönt, und dem schnöden Aushängeschild jener andern:

Patriotes! Eh quoi! Ces poltrons intrépides
Du fond d'un cabinet prêchant les homicides!
Ces Solons nés d'hier, enfants réformateurs,
Qui rédigeant en lois leurs rêves destructeurs
Pour se le partager voudraient mettre à la gêne
Cet immense pays.

Noch möchte er wissen, welchen dieser esclaves tyrans sie sich nunmehr zum Schwiegersohn erkoren. Sie weiß es noch nicht: es wird der sein, welcher schließlich als der Reichste aus der Teilung der Beute hervorgeht. Ihre Bescheidenheit scheint von der Revolution vorderhand noch nicht viel profitiert zu haben:

Pour ma fille, en un mot, puisqu'il n'est plus de princes,
Je veux un gouverneur de deux ou trois provinces.

Der zweite Akt gewährt durch eine kurze Abrechnung des Marquis de Forlis mit seinem Sekretär B é n a r d einen Blick auf die Liste seiner in

aller Stille gepflegten Wohltätigkeit. Doch verziehen sie sich gleich vor dem Herannahen von Madame Versac's neuen Freunden. Der Dichter ergeht sich nun recht behaglich in der Charakteristik dieser anmutigen Kumpane, wie sie unter sich sind.

Filto, Nomophagens Schützling und Jünger, bewundert die Weisheit, wie diese Herren, um sich ein eigen Teil um so besser zu sichern, jedem Genossen ein schön gerechnetes Betreffnis so willig gönnen und zuweisen. Nomophage nimmt das Lob seiner Geschicklichkeit in rührender Bescheidenheit schmunzelnd entgegen. Er kann immer noch zufrieden sein, mit dem was er geworden.

Soyons justes d'ailleurs, mon cher: sous l'ordre ancien
Qu'étions-nous, vous et moi? parlons franc; moins que rien.
Qu'avions nous? j'en rougis! pas même un sol de dettes,
Car il faut du crédit pour en avoir de faites.
Or d'un vaste pays maintenant gouverneurs,
Nous aurons des sujets, des trésors, des honneurs.

Vor sich die Karte von Frankreich, fangen sie nun also an zu teilen. Der, ein Gourmand, erhält Mâcon, Beaune, das Land der schönen Weine. Filto soll Maine erhalten. Da mag er in Kapaunen schwelgen. Nomophage bekommt das Poitou, hätte aber lieber noch Anjou dazu.

Warum aber, fragt Filto, ist für Freund Plaupe nichts da? Bah! Der ist ja Nationalagrariar. Was sollte man mit einem Narren der Theorie anfangen, der aus dem Reich ein einziges Gut, aus dem Volk eine einzige Gemeinde machen und jedem Bürger ein Stück Ackerland sichern möchte. Ja, meint der grüne Frager, aber man war ja von derselben Sekte. Ja! Bauer, das ist ganz was anders. Nomophage hat ihn ganz wohl als Werkzeug brauchen können. Freilich war er auch einmal

„Agrarier“ — weil ein Stück Feld immerhin besser ist als gar nichts. Jetzt wo er eine Provinz haben kann, jetzt läßt er doch den Acker Acker sein.

Indessen: wie ein schwarzer Wolkenschatten legt sich der Gedanke an *F o r l i s* über ihre rosige Zukunft. Solange der in Sicht, will keine Hoffnung grünen. Unermüdlich arbeitet er. Da gilt es: er oder wir. Diese Apostel der Ordnung und der Gesetze sind des Volkes Freunde, die unsern nicht. Dieser allen Ehrgeizes bare Mensch, der nur die starke Einheit für sein Land und keinen andern Gedanken kennen will, der ist für sie ein politisches Ungeheuer. Nur durch Teilung können sie herrschen.

F i l t o ist entschieden noch nicht ganz reif für seine glänzende Karriere unter oder besser auf den Fittichen der Revolution. Es muß da in der Tugend etwas sein, meint er, das er nicht versteht, aber bewundert, und er spricht es recht ungeniert aus:

J'ai honte entre nous,

D'être à lui peu semblable et si semblable à vous.

Nun macht ihm aber sein Meister den Standpunkt klar. Es ist eine prachtvolle Paraphrase über *Danton's* berühmte Losung des Verbrechers, der nicht mehr zurück kann. „*De l'audace!!*“ Solche Stellen heben denn doch unser Stück weit über die bloße Aktualität hinaus; sie könnten zusammen ein bleibendes Arsenal an geflügelten Worten liefern. Denn die Wahrheit über die böse Tat wird nie alt. Wir haben im Deutschen das Schiller'sche Wort vom Fluch der bösen Tat: daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Hier heißt es:

Ce cri de vertu

Qui doit toujours se taire, une fois qu'il s'est tu.

Vergeblich sind des Lehrers Demonstrationen. Mit einem *D u r i c r a n e* mag *F i l t o* nicht gehen. Und

sie müssen, besteht der andere. Er sucht den Rückfälligen mit der kleinen *Versac* zu locken. Er will zu seinen Gunsten verzichten. Er läuft ja keine Gefahr sie zu verlieren, ist sie ihm doch von der Mutter schon zugesagt. Wie er, glaubt *Filto* der Mutter Erkorener zu sein, und will ihm drum an heuchlerischer Großmut nicht nachstehen. Eigentlich wollen sie beide höher hinaus, aber — noch kann man nicht wissen, ob all die hohen Pläne geraten, und wenn's schief gehen sollte, dann hat man wenigstens das artige *Versac*vermögen. Es liest sich schon ganz köstlich und muß noch köstlicher zu spielen sein: wie die beiden sauberen Freunde sich begaukeln.

Duricrane stürzt herein, ganz im Schweiß von der Eile. Die große Spürnase hat gewiß wieder ein Komplott entdeckt. In der Tat, und Welch ein Fang: *Forlis*. „Unmöglich,“ ruft *Filto*. *Nomophage*: O, wenn sie nur den Anschein von einem Verrat an ihm finden könnten, das wäre genug. *Duricrane* hat im Garten *Forlis* und seinen Sekretär belauscht und ein Papier, das sie liegen gelassen, eingesteckt. Es ist die Liste der hundertfünfzig Personen, die *Forlis*' Wohltätigkeit und Unterstützung empfangen „unter der Bedingung, daß sie ihrerseits die von ihnen unterschriebenen Abmachungen halten, und daß alles geheim bleibe“. Was braucht es mehr. Auf zu Denunziation und Zubehör, das heißt: Organisation eines neuen Pöbelaufbaus. *Filto* möchte sich mit der Anklage begnügen und die Gesetze reden lassen. Er kommt wieder übel an. „Die Gesetze!“ höhnt *Duricrane*:

Les lois! les lois! . . . ce mot est toujours dans leur bouches!
Avec des juges vifs et prompts comme des souches,
Laissez parler des lois, qui se tairont toujours,
Non, il faut de la forme accélérer le cours.

So meint es auch sein würdiger Genosse. Triumphierend hält *Duricrane* jetzt Rückschau über seine Amtsführung als Angeber. Achtmal hat er denunziert in zwei Wochen, Schlag auf Schlag. Das macht viermal per Woche. Wenige gute Bürger haben es bisher auch nur zu einer Anzeige gebracht. Aber gehöhnt hat man ihn, einen Visionär gescholten. Doch diesmal... *Filto* bleibt kopfschüttelnd zurück und hält trostlose Einkehr bei sich selbst. Die beiden Tollwütigen da haben ihn gegen seinen Geschmack zum Intriganten gemacht. Er ist für ein ehrsames und ruhiges Leben geboren. Es ist das größte Unglück, keinen Charakter zu haben. Jetzt ist er in den Schlingen der Schlangen gefaßt. Jetzt heißt es sein Los vollenden, er hat nur noch sie zum Hort.

Hélas! que ne peut-on, d'une marche commune,
En restant honnête homme aller à la fortune!

Im dritten Akt sehen wir ihn seine Rolle als schlechtes Gewissen unter den Terroristen weiter spielen. Der Fall ist indessen lanziert. Wir erfahren, wie es gemacht wird, wie die „öffentliche Meinung gemacht wird“, in den Gärten und Cafés, auf der Gasse; wie die Wühlarbeit an die verschiedenen Virtuosen einer jeden Spezialität verteilt, allüberall im Gang ist. Doubletten von *Forlis'* Liste werden verbreitet. *Nomophage* schneidet *Filto's* in der Tat klägliche Einwände ab.

Filto, trève à la peur, ou trève à la morale

herrscht er ihn an. Das trifft den Nagel auf den Kopf. Und wenn sich der Blöde noch weiter ziert, dann läßt man ihn eben fallen; mag er dann sehen, ob er's bei den Gemäßigten zu etwas bringt, — wenn sie ihn nämlich noch wollen.

Forlis, Monsieur und Madame de *Versac*
Ziegler, Drama der Revolution.

kommen dazu, weiter Monsieur P l a u d e , der nun all seine naiven Argumente für die Gütergemeinschaft auskramt. Eine heitere Karikatur — würde man sagen, wenn man nicht wüßte, daß tatsächlich so geschwatzt worden ist, und in Erinnerung an die ungemütlichen Folgen der Heiterkeit leicht vergäße. Grade an Mäßigung leide er nicht, höhnt ihn F o r l i s . N o m o p h a g e sieht ihn bedeutungsvoll an: „Um so besser. Die Gemäßigten sind nicht was wir brauchen.“ Er erhält dafür eine sehr schöne Definition der falschen, bloßer Trägheit entspringenden Mäßigung und derjenigen des Intrigen und Phrasen und Popularität verschmähenden Freundes der sachlichen Wahrheit, eine von den Stellen, welche direkt ins Haus gesagt waren und zweifelsohne einen tiefen Eindruck machten, lauten Widerhall weckten.

Aus diesen Worten entspinnt sich erst in halbverdecktem Geplänkel, dann in scharfem Feuer der Kampf mit N o m o p h a g e , der seinen Haß gegen die Neutralen unverhohlen ausspricht. F o r l i s deutet ihm an, es gebe schlimmere Leute, und da er das nicht verstehen will, von Emigranten und fremden Mächten spricht, sagt es ihm jener frei heraus, nicht jenseits der Grenzen seien sie zu suchen.

Ce sont tous ces jongleurs, patriotes de places,
D'un faste de civisme entourant leurs grimaces;
Prêcheurs d'égalité, pétris d'ambition

.

.

Qui pour faire haïr le plus beau don des cieux
Nous font la liberté sanguinaire comme eux.

Er aber sagt ihnen im Namen der wahren, an ihnen unkenntlichen Freiheit Krieg an, ewigen Krieg den Dieben und republikanischen wie den royalistischen Tyrannen. „Fallet nieder vor den Gesetzen.

Das sind eure Herrscher. Weichet von uns, Räuber, der Schatten ist vorüber.“

Und Schlag auf Schlag geht es weiter; mit heuchlerischen Paraden sucht sich der ziemlich betroffene Jakobiner zu decken. Doch die Hilfe naht: *Duricrane*. Er flüstert ihm ins Ohr, daß sie kommen. Zu beider Entsetzen hat indessen ihr Freund *Plaude* die unglückliche Idee, das Gefecht mit *Forlis*, den er nicht kennt, weiterzuführen, und zwar unter mächtigem Brüsten mit der Skrupellosigkeit seines Anklage- und Beweisverfahrens und mit seinen Verdiensten um die Angeberei, und als Münsterchen gleich die Aktion gegen einen gewissen *Forlis* selbst zu erzählen. Sie sitzen auf Kohlen. So wird er sich noch davon machen. Der aber stellt sich dem Schwätzer ruhig vor und gewärtigt mit der Ruhe des guten Gewissens seine Verhaftung. *Plaude* ist ganz bestürzt, daß der Ehrenmann, den er da kennen gelernt, sein Opfer sein soll und drückt sich in seiner Verlegenheit an dem eben eintretenden Offizier und seinen Leuten vorbei. *Forlis* übergibt sich trotz der Vorstellungen *Versac's* willig dem Beamten, der ja nur das Gesetz vertrete. Der Bürgersoldat aber denkt nicht minder groß. Ergriffen von der hohen Gesinnung seines Häftlings entfernt er sich mit Zurücklassung seiner Wache an der Türe, um *Versac's* Bitte, er möchte den Gefangenen unter seines Freundes Obhut und Bürgschaft in seinem Haus lassen, Bewilligung zu holen. *Forlis* steht immer noch ahnungslos, meint aber, die Herren da, *Plaude's* Freunde, wären wohl in der Lage, Aufklärungen zu geben. *Nomophage* will durchaus nichts wissen, wird aber mit ziemlich deutlichen Anspielungen berichtet. Allein wozu sich die Laune verderben, wo doch nur seine Feinde zu fürchten haben.



bietet er froher Zuversicht der Schwiegermutter den Arm, sie zur Tafel zu führen.

Neues Räsonnieren zwischen F i l t o und seinem Meister im vierten Akt. Wir kennen den Inhalt. Dem Publikum unseres Autors ist es aber kaum zu viel geworden, das Sinken des blöden Charakterlosen von Stufe zu Stufe, seine unentrinnbare Gefangenschaft im Netz seiner Sünden, immer weiter dargestellt zu sehen. Was hilft es, wenn er sich jetzt für F o r l i s' Unschuld wehrt. Was ist seine Reue? Nichts als Schwäche. Eine ganze Metaphysik muß er mit anhören, wie sie der unbefangenste Renaissancekraftmensch nur jemals praktiziert, ob auch kaum ausgedacht hat:

Les formes ne sont rien. Le grand but c'est la vie.

Wie da Chaos, Zufall und als einzig Ewiges, einziges Interesse die Permanenz der Kraft, des Lebens entwickelt werden, das ist von einem tüchtigen Dichterkopf gefunden und gestaltet. So mögen sie im Café P r o c o p e hinter und über ihren Tischen geplaudert, gestikuliert, gestritten, in donnernden Tiraden gesungen, geschmettert haben. Was schadet's, was hat es mit der Weltordnung zu tun, ob nun die Reihe an andere kommt, zu tun was eben sonst die hundert gekrönten Räuber der Weltgeschichte getan haben. So „blasphemiert er gegen die Natur“. Aber auch unser gefallener Engel findet schöne pantheistische Worte ergreifender Frömmigkeit über Gottes Schöpferweisheit, Harmonie des Alls und Tugend. Mit einer letzten Warnung „ihr seid verloren“ und einem kurzen „Adieu“ N o m o p h a g e' s darauf, gehen sie auseinander. Soll er F o r l i s retten, überlegt F i l t o allein. Da müßte er ja seinen frevelhaften Wohltäter verraten, und Verrat ist das einzige, zu dem er noch

nicht herabgesunken ist. Aber *Forlis*, der da kommt, ins Auge zu sehen, nein: das kann er nicht. Er rettet sich zur Herrin des Hauses, deren Gemahl jetzt wieder zu seiner Zuversicht gekommen. Denn *Forlis*, das ist ihm klar, ist gar nicht der schlimme Republikaner als der er sich gab. Er ist ein ganz bewundernswert schlauer, ein superfeiner Aristokrat und Reaktionär. Aber jetzt bittet er ihn, jetzt sei es genug des grausamen Spiels. Er hält sich denn doch für berechtigt, in *Forlis'* Komplott eingeweiht zu werden, als gesinnungstreuer Royalist und gar noch künftiger Schwiegervater. Maßlos ist das Erstaunen des Marquis. Entrüstet, drohend fast, weist er ihn zurück. Pure Verleumdung, Erfindung hat ihn angeklagt. Seine unbeirrbar Freude an Frankreichs Wiedergeburt wird gleich auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Sein Verwalter stürzt herein. Er hat ihm seine Papiere gerettet — aus seinem brennenden Haus, das der Pöbel überfallen hat und plündert, zerstört. Der Pöbel, nicht die Franzosen.

*Des monstres étrangers (car quel Français jamais
Fut né pour ressembler aux tigres des forêts?)*

Das kehrt immer wieder. Es ist etwas dran. Wo das Aas ist, sammeln sich die Geier. Fremdes Gesindel aller Rassen ist natürlich im revolutionierten Frankreich zusammengeströmt, massenhaft, hat den Schreckensmännern, besonders in Paris und den Hafenstädten, ein Großteil ihrer Elitetruppe gestellt, aber etwas allzu bequem haben sich's die Freunde der Revolution damals und heute doch gemacht, wenn sie alle Scheußlichkeiten von den Septembermorden bis zu *Robespierre's* Sünden den Agenten der Reaktion und den Preußen und Engländern in die Schuhe schieben. — *Forlis* ist nicht aus der Fassung zu bringen. Er sieht nur die aufopfernde

Treue seines Sekretärs, die ihm mehr aufwiegt, als alles verlorene Gut, und er hat nur die eine Frage, ob auch keinem seiner Dienerschaft ein Leid geschehen und da sie alle gesund und wohl, so ist er beruhigt.

Jetzt, hofft *Versac*, werde er doch seine Illusionen fallen lassen, zur Vernunft kommen. Weit gefehlt. Mit dem allerdings sehr vernünftigen Zugeständnis:

Les hommes dans leur tête ont de quoi tout gêner, leitet er einen soliden Protest ein gegen die Gedankenlosigkeit, das Gute um verhängnisvoller Übertreibungen willen anzuklagen. Das Volk darf man nicht beschuldigen, das Volk ist gerecht, und ist es einmal irregeführt, so bereut es seine Werke und seine Opfer mit Tränen. Soll der Refrain immer und immer wiederholt werden? Das dürfen wir dem Leser eines solchen Auszugs nicht zumuten. Man wird also das große Leitmotiv, das des Helden Rede durchgehend trägt und beherrscht, ein für allemal mit dem angedeuteten Dialog zu verquicken haben; so wird man über den Einzelheiten in der Erzählung des Verlaufs die Dominante, der sich alles ein- und unterordnet, im Sinn behalten. Ob es *Laya* in diesem Maßstab damit Ernst gewesen, ist eine andere Frage. Jedenfalls mußte er so glauben machen, wenn er auf sein Publikum und auf seine Tage wirken wollte. Das Leben des Königs schien nur durch den lautesten Appell an alle reinen Patrioten zu retten. Die grimme Kritik dieses hochgehaltenen Optimismus durch die Ereignisse selbst hat ja nicht auf sich warten lassen.

Auf eine Diskussion über die Menschen will es *Forlis* gar nicht ankommen lassen. Um die Gesetze allein handelt es sich. Wenn nur die Gesetze gut sind,

so haben wir diese festzuhalten, uns nur an sie zu halten, mag im übrigen werden was will.

„Item,“ meint der andere, „es brennt ja nicht bei mir. Und wenn ihr's so nehmt, wozu streiten? Aber sind da nicht Papiere...“ Jetzt erst sieht F o r l i s nach und findet mit Genugtuung viel gute Wertpapiere darunter. Andere Stücke, die mit der im Schwange gehenden Geschicklichkeit falsch verstanden werden könnten, will er doch lieber V e r s a c übergeben, für den sie keine Gefahr haben, der übrigens seine sicheren Örtlein hat zum Verstecken. Auch die Liste will er ihm in Verwahrung geben, sucht in seinem Portefeuille, sucht und findet nicht. Ah! jetzt geht ihm ein Licht auf — und über alles. Im Garten, mit B é r a r d , auf der Bank... und dann „der Journalist“, den er im Garten hat herumschleichen sehen. Jetzt ist alles klar. Jetzt muß und kann er ihm herausrücken.

Da stürzen Madame de V e r s a c und F i l t o herein, das Volk kommt. F o r l i s will ihnen aber den Überfall ersparen, indem er dem Haufen selber entgegengeht.

Doch davon will sein Freund nichts wissen. Er wird sein Los meistern oder teilen. Allein F o r l i s sieht keine Gefahr. Die Furcht ist für das Verbrechen und nicht für die Unschuld. Nun muß er aber noch erfahren, daß sich die Volkswut auch gegen N o m o p h a g e's Haus wendet, der das Wort zu seiner Entschuldigung ergriffen habe und deshalb als sein Freund gelte. Das hat jetzt noch gefehlt, dieser einzige Schimpf, der ihn erniedrigen kann. Da erscheint er selber, N o m o p h a g e. Was will er? Ihn retten, vor dem Volk, das seinen Kopf verlangt. Er findet schnöden Undank für seine empfindsame Heuchelei: erzwingen wolle er sich jetzt F o r l i s' Achtung

durch Freundesdienste. Über sein Haupt ist der Sturm dahingegangen. Seine bewährte Gesinnungstüchtigkeit, sein Leben hat das Volk eines bessern belehrt. Das habe er nun benutzen wollen, um auch ihn zu retten. Für einen Augenblick habe er beschwichtigen, verzögern können. Nun aber eilt es mit der Flucht. Das Volk ist ungeduldig, läßt sich nicht mehr hinhalten. Gleich wird es da sein. In der Tat hört man bereits den Lärm der sich heranwälzenden Horde. Am meisten erstaunt ist F i l t o , der seinen Meister in solchem Edelmut gar nicht mehr erkennt. Aber F o r l i s will seine Unschuld lieber nicht durch dessen Freundschaft bewiesen haben. Seine Macht über das Volk ist eine Beleidigung für dasselbe. Jede Gewalt, die nicht gesetzlich ist, ist ihm verdächtig. So verläßt er das Haus.

Hat der reine F o r l i s begriffen? Wir erfahren im letzten Akt die gewiß recht durchsichtige Meinung dieses Rettungsversuchs. N o m o p h a g e hat ihn lediglich verführen wollen, das Ehrenwort, unter dem er hier in freier Haft belassen war, zu verletzen, überhaupt sich durch eine Flucht erst recht verdächtig zu machen, ja schon als schuldig zu bekennen.

Alles ist in qualvoller Unruhe zurückgeblieben, Freunde wie Feinde. Endlich, endlich kommt F i l t o in der freudigsten Erregung über F o r l i s' Rettung: das Volk umringt ihn in Jubel und Verehrung.

Wie es gekommen? Wir müssen uns leider mit der bewunderungserfüllten Schilderung F i l t o s begnügen.

F o r l i s steigt in die Straße hinunter. „Er ist's, er ist's“, halt es ihm entgegen. Da kommt er ihnen zuvor. „Ich bin's, ich! Ihr werdet mich hören. Bürger, man klagt mich an und ihr werdet mich verteidigen. Ich komme, euch das abscheulichste Kom-

plott anzuzeigen. Bürger, hört.“ Alles schweigt vor ihm. „Volk, das du gerecht bist und unfähig eines Verbrechens, den Unschuldigen oder den Schuldigen seht ihr auf euch zukommen. Werden sie eines Unschuldigen Blut über sich und ihre Kinder bringen? Werden sie, indem sie sich am Schuldigen vergreifen, sich zu Mördern, zu Heiligtumschändern machen, am Gesetz, dem allein er gehört? Keiner von beiden gehört ihnen. Der eine wie der andere, in diesem Augenblick gehören sie dem Gesetz.“ Man schaut ihn an, man schwankt, man staunt. Ein Trupp Mörder stürzt auf ihn ein, umringt ihn. Die Dolche sind erhoben. Da kommt er über sie — furchtbar, packt zwei davon und ruft: „Ich verhafte im Namen der Gesetze, im Namen des Vaterlands diese Verräter, deren Anblick die Würde des Volkes, den Himmel und die Gesetze zugleich entehrt.“ Verwirrung ergreift die Mörder, ein Schauer die andern, die sich nun selbst gegen sie wenden und ein halbes Dutzend in den Kerker schleppen. So reißt er sie herum, verlangt nach Untersuchung und Gericht. Da kommen auch die hundertfünfzig jener Liste und zeugen, daß er sie, die zu den Emigranten hatten gehen wollen, durch seine Fürsorge in der Heimat und bei der Republik behalten hätte. Glänzend ist sein Triumph, die wackere Menge taumelt in Freude. *N o m o p h a g e* wird der Prozeß gemacht. Der arme, reuige *F i l t o* erhält Verzeihung. Und die nun wirklich seine Schwiegermutter wird, bekehrt sich zu der schönen Moral:

Du sang et de l'hymen suivre la loi chérie,
C'est ainsi qu'une femme aime et sert sa patrie.

* * *

Der „A m i d e s L o i s“ ist unter den hier in Betracht gezogenen Theaterstücken die einzige Demonstration der — Minderheit? nein Mehrheit. Die große Masse, die Bürgerschaft hat eben so wenig mitgemacht, und je länger, je weniger, daß sie dem ungestümen Druck der Demagogie gegenüber immer als der schwächere, der kleinere Teil erscheint. L a y a hat sie aufzuwecken gewußt. „Was die anständigen Leute ganz leise denken, Herr L a y a hat es laut zu sagen gewagt. Und siehe da: die anständigen Leute sind in Flammen geraten. Unglaublich Ding: sie haben sich gezeigt.“

Der Erfolg war ein unglaublicher. Keine Stimme der Opposition wagte sich vernehmen zu lassen. So ging es vier Vorstellungen lang. Dann beschloß der Gemeinderat auf H é b e r t's Antrag das Verbot des Stücks. Der Maire C h a m b o n kommt nur mit äußerster Mühe durch die dreißigtausend Wartenden hindurch zum Theater. Aber er kommt nicht zum Wort. Man einigt sich endlich so weit, daß L a y a mit einer Abordnung an den Nationalkonvent gelangen, und um Intervention zugunsten der Theaterfreiheit bitten soll. Inzwischen erscheint auf dem Platz der Kommandant der Pariser Nationalgarde, der Bierbrauer S a n t e r r e, der „général mousseux“, mit seinem Stab. Da auch er nicht zu Wort kommt, verzieht er sich wieder, von Pfeifen und Hohnschrei verfolgt. Statt seiner dringt eine Bande von hundertfünfzig Jakobinern in den Saal, mit Säbeln und Pistolen, einige davon in der Uniform der Nationalgarde, mit Gewehren. Sie werden das Spielen des Stücks verhindern und drohen dem Publikum, welches immer danach ruft, mit den Waffen. Man sieht, die Aufführung dieser mehr oder weniger dramatischen Stücke der Revolution ist wenigstens

immer von Erscheinungen begleitet, die für das Dramatische voll und ganz aufkommen. Jetzt kehren aber L a y a und die Seinen vom Konvent zurück. Der Maire verliert ihren Bescheid, der den Gemeindebehörden jedes Recht zur Theaterzensur abspricht. Unter unbeschreiblichem Jubel steigt der Vorhang. Die Vorstellung beginnt. Sie verläuft ohne weitem Zwischenfall. Die Jakobiner drücken sich. Die Begeisterung grenzt an Wahnsinn. Man muß sich auch vergegenwärtigen, daß die Schauspieler, insbesondere der Darsteller von D u r i c r â n e - M a r a t, die anspielende Charakteristik bis in Toilette und Gesten trieben. Autor und Schauspieler werden herausgerufen und mit stürmischem Beifall überschüttet, man drückt sich die Hände, man umarmt sich, weint Tränen der Freude. Man muß die flotte Schilderung dieser, man kann wohl sagen: Episode der Revolution, in B i r é ' s „Tagebuch“ nachlesen.

Das nächstemal ist S a n t e r r e mit Truppen, ja mit Kanonen aufgerückt. Das Publikum hat ihm auch so noch getrotzt. Es hat sich ein junger Mann aus seiner Mitte auf die Bühne geschwungen, und sich und das Publikum schadlos gehalten, indem er, statt die unter dem Zwang der Kommune angekündigten Molièrestücke spielen zu lassen, L a y a ' s Drama vorlas — man kann sich denken mit welcher Wirkung.

Das war der Schwanengesang der Revolution. Es ist nicht wenig charakteristisch für die Nation, daß der letzte, oder der einzige Kampf zwischen den Gläubigen der Revolution und ihren räuberischen Ausbeutern, den Terreur-Tyrannen — auf dem Theater gekämpft worden ist. Dort freilich war man eben einmal in Masse beisammen.

F i l t o ' s Antwort auf N o m o p h a g e ' s

Le salut du peuple est la suprême loi,

lautet

Non, non, quoique du peuple ordonne l'intérêt
S'il frappe l'innocence, il n'est plus qu'un forfait.

Deutlich genug war sie von allen auf den Prozeß bezogen. Sechs Tage später fällt Ludwigs Haupt. L a y a wird geächtet und muß über die ganze Schreckenszeit verborgen bleiben. Die Comédie française wandert ins Gefängnis. Nur die Unterschlagung ihrer Akten durch einen tapfern Beamten hat die schönen und gescheiterten Köpfe der Guillotine vor-enthalten.

Wo — wo sind die Dreißigtausend geblieben? Wenn nur dies Parterre beisammen geblieben wäre, auf der Straße, Welch anderen Gang, Welch anderes Gesicht hätte die Revolution.

Als die Schreckenszeit vorbei war, feierte L a y a ' s Stück eine glänzende, aber kurze Auferstehung. Man freute sich seiner im Aufatmen. Dieses Gefühl der Befreiung von einem Druck pflegt nicht lange nach-zuhalten.

IV.

Das Jahr dreiundneunzig hat, wie wir sehen, Theater und Drama vollständig der Schreckensherrschaft ausgeliefert. Die schärfste Zensur schließt alles aus, was ihr nicht paßt. Eine Schreckensherrschaft ist es nicht nur im Sinn der Politik. Es war nicht anders möglich: es mußte auch eine ästhetische Terreur zur Herrschaft kommen. Das vorhandene

Repertoire muß sich die entsetzlichsten Verstümmelungen gefallen lassen. Ein Martyrolog ließe sich schreiben. Nicht aufgeführt zu werden, war noch das bessere Schicksal. Was man passieren ließ, kam durch die Korrektur aller „verdächtigen Stellen“ bis zur Unkenntlichkeit verballhornt, abenteuerlich zerhackt oder überkleistert, wieder zum Vorschein. Die Royalisten und Gemäßigten haben, wie bereits erwähnt, ihren Teil daran. Zu laut hatten sie jeden Vers, der so sich deuten ließ, zur Anspielung ausgebeutet. Die Jakobiner sind auch darin die stärkeren gewesen. Man kann sich aber denken, was aus einem Stück wurde, wenn aus Vers und Reim heraus jeder Ausdruck polizeilich vergewaltigt wurde, mit dem sich irgend der entfernteste „unpatriotische“ Gedanke verbinden ließ. Man nehme M o l i è r e und R a c i n e zur Hand und versuche, alles was mit König und Kirche zu tun hat, auszumerzen, umzureimen. Die G o n c o u r t s haben einige solcher Münsterchen zusammengestellt. So aus T a r t u f f e:

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude.

Der Fürst muß weg. Also:

Ils sont passés ces jours d'injustice et de fraude.

Für „Baron“ setzt man Cléon.

Bei Iphigenie in Aulis werden die Griechenkönige zu Generälen, im „Admet“ Thessalien zur Republik, Admetus zum Befehlshaber der Nationalgarde gemacht. Kein Wunder, wenn sich die harmloseren Autoren kaum mehr ans Tageslicht wagten, da ein beiläufiges Wort, irgendein Ausdruck, so gewohnt, daß er seinem Sinn nach gar nicht mehr zum Bewußtsein sprach, den Kopf kosten konnte. Hatte es doch selbst im Cinna des längst verschiedenen C o r n e i l l e aus dem Parterre „A la lanterne“ gerufen.

Diese unbedachten Harmlosen waren auch nicht, was das jetzige Publikum brauchte. Gratisbillette über alle Plätze des Theaters verteilt, tägliche Gratisvorstellungen gaben diesem eine ziemlich veränderte^{er} und in ihrem Geschmack sehr anspruchsvolle Zusammensetzung. Und da erst stoßen wir auf die Terreur selbst. Ihr genügte nicht, die einen zu unterdrücken, die andern zu verstümmeln: ihre eigenen Kinder wollte sie haben und siegreich zur Herrschaft führen über die Bühne.

Was das heißt, wollen wir an Beispielen zu verstehen suchen.

* * *

Mariae Himmelfahrt 1793 hat den Parisern am Théâtre de la rue de Louvois „De Par et Pour le Peuple“ (wie die Formel der Annonce für eine Gratisvorstellung lautet) die Premiere von Giraud's Comédie-Parade in drei Akten: *La Journée du Vatican ou le Souper du Pape* gebracht. Das Stück hat mit Karl IX. das gemein, daß es seiner Zeit vorausgeeilt war. In seinem Geburtsjahr 1790 hätte es ebenfalls sein Publikum kaum gefunden. Es erschien angeblich als Übersetzung aus dem Italienischen und führt den Druckort Turin, „de l'imprimerie aristocratique, aux dépens des réfugiés français.“ (Biré: Tagebuch III, S. 219).

Wir finden den Papst P i u s VI. in verzweifelmtem Monolog. Macht sich der Teufel mit der Kirche zu schaffen? Angriffe von allen Seiten. Diese Nationalversammlung — Exkommunizieren kann er sie doch nicht. Lachen würden sie. Er stampft. Ihm seine Einkünfte zu rauben, die Kirchengüter einzuziehen, ohne weitere Umstände, ohne ihn zu begrüßen. Priester-

ehe, Scheidung, Klösteraufhebung, was noch? Da kommen nun die Emigranten, Abbé M a u r y (der zähe Führer des konservativen Klerus, der seinen Boden nur langsam, fechtend verlassen hatte), die Erzbischöfe von Sens und Paris und bitten um Asyl. Sie sind ja recht besorgt um ihr liebes Ich, die Herren. „So gehört sich's,“ meint er freilich, „es ist der Geist der Kirche.“

Was aber tun, die Langeweile zu vertreiben? Ein Souper geben, meint in raschem Bescheid das Terzett flüchtiger Damen, das aus der Favorite der Königin, Madame de P o l i g n a c , Madame V i g é e - L e b r u n , der Malerin, und Madame de C a n i s y besteht. „Allons, papa, de la gaieté,“ tröstet die P o l i g n a c . „Du champagne,“ setzt die L e b r u n hinzu, „c'est le père des bon mots.“ Worauf der Papst in fröhlichem Couplet auf Noah und den Wein seine Zustimmung gibt. Der zweite Akt bringt das Souper, P i u s vom heiligen Kollegium umgeben, mit unsern drei Schönen in weitherzigster Toilette von Abbés bedient, in Geflügeln und Trüffeln, im perlenden Champagner und dem süßen „du“ schwelgend. Die hohen Herren singen die schlimmsten Sachen, oder reden die größten Zoten. Der Heilige Vater betrinkt sich komplett. Erst im dritten Akt kommt man zur Beratung über die kirchlichen Interessen. Die einen verlangen die Exkommunikation der Jakobiner, andere den Krieg und Mobilisierung der päpstlichen Flotte. Aber der Küster seiner Heiligkeit, der schon Sansculotte ist, belehrt sie, daß der Tag des Gerichts gekommen. Das Volk von Rom steht allbereits in Waffen und umtobt den Palast und dringt herein unter dem Rufe „Freiheit, Gleichheit! Nichts mehr von Papst-König, von Bann und Inquisition! M a r i u s ' und S c i p i o ' s Kinder haben jetzt genug.“

Der Papst genehmigt eine republikanische Verfassung und ist auch gleich geneigt, von der neuen Zeit zu profitieren. Er will heiraten. So lassen sich auch die Kardinäle die Revolution gefallen. Den Schluß bildet der Fandango, den der Papst mit der Herzogin von Polignac tanzt.

* * *

Ist die Grotteske hier zu Ehren gekommen, so feiert sie eine Orgie zwei Monate später. Zwei Tage nach der Ermordung der Königin fällt die Premiere von Sylvain Maréchal's „Jugement de dernier des rois“, und zwar am Théâtre de la République, Rue Richelieu, das durch Talma's Sezession Schwester und Erbin der ehrwürdigen Comédie Française geworden war. (Talma freilich figuriert zu jener Zeit bereits selbst als Mitangeklagter der Girondisten vor dem Revolutionstribunal und hat das Schafott nahe genug gestreift.) Vom Verfasser erfahren wir im Moniteur, er sei schon lange vor der Revolution als Philosoph und fruchtbarer Schriftsteller vorteilhaft bekannt gewesen, so durch seinen „Almanach des honnêtes gens“, der ihm, nach der knappen Fassung des offiziellen Anzeigers, in den Tagen der lettres de cachet die Verbrennung von Gerichts wegen eingetragen habe. Er publizierte in der Tat schon mit zwanzig Jahren. Seine „Bergeries“ erschienen 1770. Ein „Dictionnaire d'amour“ hatte er auch geschrieben und der niedlichen und zarten Lucile Desmoulin's, einer Siebzehnjährigen, mit der Widmung einer recht kitzligen Novelle gehuldigt.

„Prophétie“ in einem Akt nennt sich das Stück. Das Motto lautet „Tandem“. Die Idee ist Maré-

ch al's 1789 von der Polizei verbotenem philosophischen Werk „Leçon du fils aîné d'un roi“ entnommen. Was ihm das alte Frankreich schon als bloßen Text unterschlagen, durfte er nun im neuen spielen sehen. Seine Zeit war gekommen, heute, da man sich nicht mit dem Tod der letzten Königin begnügte, sondern nach St. Denis zog, die alten Königsgräber zu schänden und zu zerstören. Man wollte gründlich fertig sein mit all dem Königtum. Immerhin hält unser Autor für gut, eine Bemerkung vorzuschicken und die gar zu krassen Stellen seiner Schöpfung mit dem Gaudium zu motivieren, das man sich im alten Lustspiel mit untergeordneten Leuten gemacht habe. Prächtig und mit dem eindrucksvollen Rahmen, der seine Kunst ist, erzählt uns B i r é den Abend — wie man das Publikum warten läßt, wie dann endlich M o n v e l auftritt, unser M o n v e l der „Victimes cloîtrées“, in der Uniform der Nationalgarde, auf dem Hut die riesige Kokarde in den drei Farben — und seine Verspätung mit seinem Vaterlandsdienst entschuldigt: Er ist auf Posten gestanden. Nachdem er für dieses „Lever du rideau“ den Applaus geerntet, stimmt er die Carmagnole an, in der er den Untergang der Königin feiert. Das Publikum stimmt ein. Es leidet sie nicht mehr auf ihren Sitzen. Man reicht sich die Hände, man geht auf in einer einzigen Extase. Wir sehen G r e s s e t's M é c h a n t, an den allgemeinsten aller Gemeinplätze durch eisiges Schweigen, dann Rufe „A la lanterne“ und durch ein Ça ira im Chor unterbrochen — und finden endlich unsern M o n v e l wieder, wie er als „französischer Greis“ das neue Stück anhebt. Sein Aufenthalt ist eine vulkanische Insel, in deren Hintergrund ein Berg die ganze Handlung hindurch ab und zu Feuerfunken hervorschleudert. An einem großen, weißen Felsen ist eine Hütte

angebaut, von einigen Bäumen beschattet. Auf dem Felsen steht mit Kohle geschrieben: „Besser einen Vulkan zum Nachbar haben als einen König“, und darunter „Freiheit... Gleichheit“. Hierunter verschiedene Zeichen. Die Sonne geht auf, indem der Greis den Zeichen ein neues beifügt und dazu einen Monolog hält.

„Eins, zwei, drei,“ zählt er, bis zwanzig. Soviel Jahre sind's nun, daß er auf diese Insel verbannt ist. Sein Tyrann ist jetzt vielleicht tot. Daheim, in seinem unglücklichen Vaterland glaubt man ihn wohl verbrannt vom Vulkan, zerrissen von wilden Tieren oder Menschenfressern. Sie alle haben bis jetzt das Opfer eines Königs verschont.

...Allein, wo bleiben nur seine Freunde. Die Sonne ist doch da... Aber was sieht er? Was kommt da. Keine Kanoes, eine Schaluppe. Weiße! Europäer! Sind es Landsleute, Franzosen? Vielleicht kommen sie mich holen. Der Tyrann wird tot sein, und sein Nachfolger, um sich, der Mode bei Thronwechseln gemäß, beliebt zu machen, einige unschuldige Opfer des früheren Regiments begnadigt haben. Gnade begehrt er nicht, heim will er nicht mehr, wenigstens solange es dort Könige und Priester gibt. Er versteckt sich hinter dem Felsen, erst zu spähen, was die wollen.

Es landen zwölf bis fünfzehn Sansculotten in den verschiedenen Nationaltrachten Europas. Sie finden gleich, daß sie hier das richtige haben für die gekrönten Räuber, die sie deportieren sollen. So ein Vulkan verbürgt baldige Erledigung. Da entdecken sie Fußspuren, frische Früchte, und die Inschrift. Bravos. Wie gut sich das trifft. Ein Märtyrer des alten Regiments. Der wird erstaunt sein, Befreier zu finden und von seines Landes und Europas Erlösung zu hören. Da kommt er zum Vorschein.

„Guter Greis! Ehrwürdiger Greis! Was tust du hier?“ rufen sie ihn an.

„Franzosen!“ Selig heißt er sie willkommen und bietet ihnen, die er für Schiffbrüchige hält, seine primitive Gastlichkeit in Früchten, Wasser und leider unzureichendem Obdach. „Lieber Papa, wir haben nichts nötig, nur dich zu hören, deine Geschichte zu wissen, wir erzählen dir dann die unsere.“

Er hat seine Tochter an einen Lüstling des Hofes verloren, und ist auf seine unermüdlichen Reklamationen hier in Schweigen begraben worden, erzählt er, „in zwei Worten“. Sie stellen sich ihm dann vor, als die Vertreter des freien Europa, in dem es nun keine Könige mehr gibt. Er kann es und kann es nicht glauben, muß sich's wiederholen lassen. Übrigens werden sie gleich da sein, die Abgesetzten all, deportiert, zu unterst im Schiff verpackt, wie er seinerzeit. Nur einer fehlt, aus Gründen. Er hat es nie zu hoffen gewagt, sein Frankreich frei zu sehen. Er hat es immer gesagt, daß das Volk, „gleich stark wie der Gott, den man ihm predigt,“ nur zu wollen brauche. Sie schildern ihm weiter den Siegeslauf der Revolution über ganz Europa, die Bekehrung der Völker. Aber was bedeutet der Ausdruck „Sansculotte?“ Da wird ihm eine rührende Beschreibung zuteil und das Publikum erhält nun endlich eine abschließende Definition, auf die es sich gewiß schon lange besonnen hat. Da wird dem Greis in Jubel klar, daß auch er ein solcher ist. „Jedes Volk,“ wird er weiter belehrt, „hat am selben Tag die Republik proklamiert und in Paris, Europas Hauptstadt, wurde der ‚Europäische Konvent‘ eingerichtet, dessen erster Akt dem ‚Jüngsten Gericht über die Könige‘ galt, die in den Gefängnissen ihrer Schlösser gefangen saßen.“ Man hat sie zur Deportation auf eine verlassene Insel

verurteilt, wo eine kleine Flotte sie zu behüten hat, die jede Republik nach der Reihe dort kreuzen lassen soll, bis „das letzte dieser Ungeheuer“ tot ist. Das findet der Greis etwas umständlich. Warum nicht lieber gleich aufhängen, alle zur selben Stunde, unter dem Portikus ihrer Paläste? Er wird eines besseren belehrt. Das wäre viel zu leicht und schnell gegangen. Es schien passender, Europa das Schauspiel dieser in einer Menagerie gehaltenen Tyrannen zu bieten, wie sie einander gegenseitig auffressen, nun, da sie ihre Wut nicht mehr an den braven Ohnehosen, die sie ihre Untertanen zu nennen wagten, auslassen können. Es ist gut, wenn man ihnen die Muße gibt, sich gegenseitig ihre Untaten vorzuwerfen und einander eigenhändig zu strafen. „Je me rends“, pflichtet der überzeugte Alte bei. Und nun soll er ihnen seine Meinung sagen, ob ihm diese Insel geeignet scheine zum Löschen ihrer faulen Fracht.

Die Insel, erzählt er, ist unbewohnt. Am Morgen seiner Ankunft war da kein lebendes Wesen. Am Abend kam eine Piroge mit Wilden herangerudert, vor denen er sich erst fürchtete. Mit Unrecht. Sie begegneten ihm gastlich und versprachen ihm, jeden Abend von ihren Früchten und von ihrer Jagd und ihrem Fischfang zu bringen. Denn sie kommen immer bei Einbruch der Nacht, dem Vulkan da eine religiöse Huldigung darzubringen. Ohne ihrem Glauben zu widersprechen, lud ich sie ein, ihre Huldigungen wenigstens zwischen dem Vulkan und der Sonne zu teilen. Sie ermangelten nicht, frühmorgens wiederzukommen, um die Erscheinung, die ich ihnen verkündet und die sie in ihren rauchigen Hütten nicht beachtet, zu sehen. Extase. Seitdem kommen sie wöchentlich zur Bewunderung des Sonnenaufgangs. Und seitdem haben sie ihn auch als ihren Vater,

ihren Arzt, ihren Berater angesehen und behandelt. Dank ihnen fehlt ihm nichts in seiner mittellosen Einsamkeit. Einst wollten sie ihn durchaus zu ihrem König machen. Da erklärte er ihnen so gut er konnte sein Erlebnis und sie gelobten ihm in die Hand, nie Könige noch Priester zu haben. Für die Absicht seiner neuen Freunde glaubt er die Insel wohl geeignet, um so mehr, als der Krater seit einigen Wochen wieder spuckt und einen neuen Ausbruch kündigt.

„Da kommen meine guten Nachbarn. Senkt eure Piken vor ihnen zum Zeichen der Brüderlichkeit. Sie werden ihre Bögen zu euren Füßen legen. Ich kenne ihre Sprache nicht und sie nicht die unsre. Aber das Herz ist überall daheim. Wir unterhalten uns in Zeichen und verstehen uns vollkommen.“

Die Wilden landen. Der Greis stellt sie den Sansculotten von Europa vor. Man fraternisiert, man umarmt sich. Der Greis besteigt den weißen Felsen und bringt der Sonne die Früchte dar, die ihm die Wilden in geschickt geflochtenen Körben gebracht haben. Hierauf mimische Konversation mit den Wilden, die er auf's laufende setzt.

Jetzt werden die Könige gelandet. Sie treten einer nach dem andern ein, das Szepter in der Hand, den Königsmantel auf den Schultern, die goldene Krone auf dem Kopf und um den Hals eine lange eiserne Kette, deren Ende ein Sansculotte hält. Dem Stück sind eingehende Bestimmungen über das Kostüm jeder einzelnen Persönlichkeit vorangestellt, die der stilistischen Phantasie unseres *Maréchal* Ehre machen. Zum Muster diene die Toilette des Königs von England, der überdies in einem Stück „La folie de George“ eine der schrecklichsten dieser Bühnendarbietungen hat bestreiten müssen. „Rock und

Weste dunkelblau, mit Knöpfen aus Gold oder Kupfer. Künstlicher Bauch, um ihn dick zu machen. Reitstiefel, Strumpfbänder des Ordens Honni soit qui mal y pense, und ein „Crachat“ desselben Ordens. Der Protagonist der Wilden trägt Hose und Gilet aus Seidentrikot hellgetigert. Zugeschnürte Sandalen, Perücke und Bart grau. „Wackere Ohnehosen,“ plaudert derweil der Greis, „diese Wilden sind älter als wir an Freiheit. Denn sie haben nie Könige gehabt. Frei geboren, leben und sterben sie wie sie geboren sind.“

Den Reigen eröffnet schicklicherweise der deutsche Sansculotte mit dem Kaiser an der Kette, den er nun nach seinem ganzen Sündenregister vorstellt. Der sucht sich erst zu rechtfertigen, so schlecht habe er's nicht getrieben und hätte er gesiegt und den Franzosen Lothringen genommen, so hätten sie dafür Frieden gehabt, und schiebt übrigens alle Schuld jämmerlich auf Kaunitz, auf den Koburger und den Braunschweiger ab.

Folgt König Georg von England. Gleicherweise apostrophiert, meint er, er sei ja verrückt und als solcher doch nicht strafbar. Friedrich Wilhelm II. von Preußen erhält pikanterweise unter anderen Sünden nochmals eine Anspielung auf seinen bekannten Verkehr mit dem Geisterreich aufgetischt. Und gerade dies sein erdenfremdes Gebaren hatte er sich gutschreiben wollen. Sie sollten sich doch erinnern, daß er nicht so gefährlich war, wie sein Onkel und wenn ihnen auch seine Soldaten einiges angetan, so hat man's ihnen reichlich heimgezahlt. Nicht viel besser sucht sich der König von Spanien reinzuwaschen. Er ist ja nur ein von Frau und Priestern an der Nase herumgeführter Tor. Der von Neapel beruft sich

darauf, daß er der Koalition zuletzt beigetreten sei und er konnte ja schließlich nicht anders als mit den Wölfen heulen. „Sa Majesté dormeuse“ Victor Amadeus Maria von Savoyen, König der Murmeltiere, wird aus einer Schachtel gepackt, reibt sich die Augen und fragt nach einem Kaplan. Die Zarin Katharina schreitet scheußlich aus. „Madame de l'emjambée“, stellt ihr Führer sie vor, oder mit unübersetzbarem Wortspiel, la Cateau, auch la Sémiramis du Nord. Die weiteren Anzüglichkeiten sind von einem Kaliber, das ihre Wiedergabe verbietet, desgleichen die Formel, unter der man ihr ihren armen Polenkönig, Stanislaus August Poniatowski zugesellt. Der Rest wird summarisch erledigt. „Da, seht! Der Boden des Sacks. 's ist der Ausschuß. Ist das Nennen nicht wert.“

Dieweil die Könige so vor den Wilden defilieren, mimt der Greis diesen vor, was gesagt wird. Sie ihrerseits mimen Erstaunen und Entrüstung.

Nachträglich kommt noch der Römer mit seinem Papst, der selbstverständlich am meisten zu hören bekommt. Er findet, er sei noch von verdankenswerter Gutmütigkeit gewesen, da er nicht einmal vom Bann und der Rache des Himmels Gebrauch gemacht, sondern bloß die Mächte der Erde gegen Frankreich aufgeboten habe. Konnte ein Priester weniger tun. Sie sollten ihn also begnadigen und er würde zeit-lebens für die Sansculotten beten. Das begehren sie gar nicht. Ihre Götter: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kennt er ja doch nicht. Da soll er lieber an dem Vulkan dort den Teufel austreiben.

Da sind sie nun endlich alle beisammen und werden nun mit einer sehr ausgiebigen Schlußpredigt, die ihnen das ganze Kraftwörterbuch der Marat und

H é b e r t im Extrakt zu Gemüte führt, ihrem Schicksal überlassen.

Der K a i s e r bricht in Jammern aus. F r i e d r i c h W i l h e l m seufzt: „O mein lieber C a g l i o s t r o, was bist du nicht hier. Du könntest uns heraushelfen.“ Das bezweifelt nun G e o r g von England. „Was meint Ihr, Heiliger Vater? Ihr haltet ihn schon ziemlich lange in der Engelsburg gefangen.“ „Nichts würd' er uns helfen“, ist die Antwort. „Wir sollten was Übernatürliches haben.“ „Ach, Heiliger Vater,“ bittet der S p a n i e r, „ein Wunderchen.“ Aber der Papst schüttelt das Haupt und klagt den guten alten Zeiten nach, da die Heiligen auf Stöcken durch die Luft geritten kamen. Da sein Trost also versagt, verläßt den unglücklichen Bourbonen auch jeder Rest von Halt. Er beneidet seinen Vetter L o u i s X V I. So ein schlimmes Viertelstündchen, meint er, sei am Ende schnell vorbei und jetzt spürt der keine Not mehr, während ihnen da alles fehlt. Zwischen Hunger und Hölle sind sie. Aber daran sind F r a n z und F r i e d r i c h W i l h e l m schuld. Er hat immer gedacht, diese Revolution in Frankreich spiele ihnen früher oder später einen üblen Streich. Man hätte sich nie und nimmer dreinmischen sollen. Da kommt er aber schön an bei seinem preußischen Kollegen. Schuld sei er, mit seiner gewohnten Langsamkeit. Wäre er nicht zu spät gekommen, wär es um Frankreich geschehen. K a t h a r i n a: „Ich geh jetzt schlafen dort in der Höhle. Statt zu zanken...“ Wir müssen wieder abbrechen.

Der K a i s e r fährt fort zu jammern. Warum sie doch diese Ohnehosen erst so verachtet? klagt der S p a n i e r wieder. Warum nicht ein schönes exemplarisches Autodafé zur rechten Zeit? Warum, stimmt der Papst bei, nicht beizeiten in den Bann tun? Allzusehr

hat man sie geschont. Der Vetter von Neapel scheint etwas praktischer veranlagt: „Das ist alles wohl überlegt, nur ein bißchen zu spät. In der Galere sind wir. Es heißt rudern. Vor allem müssen wir essen. Gehen wir einmal ans Fischen, Jagen, Ackern. „Schöner Anblick,“ protestiert Franz, „der Kaiser, wie er den Boden kratzt um zu leben.“ „Möchtet ihr lieber das Los ziehen, wer von uns den andern zur Weide dienen soll?“ fragt ihn der König von Spanien. Die Betrachtung des Heiligen Vaters aber lautet: „Nicht einmal Brot genug haben um das Wunder der Vielfältigung des Brotes tun zu können. Kein Wunder. Wir haben ja Schismatiker hier.“ Davon fühlt sich Katharina betroffen. Sie fällt ihn an. Sie prügeln sich. Er ficht mit dem Kreuz und sie mit dem Szepter. Sie schlägt ihm das Kreuz entzwei. Er wirft ihr mit der Tiara die Krone vom Kopf. Dann hauen sie mit ihren Ketten aufeinander los. König Stanislaus will Ordnung schaffen und nimmt ihr das Szepter aus der Hand. „Genug jetzt, Nachbarin. Holla, holla!“ „Du bist grad der Rechte, mir mein Szepter wegzunehmen, Feigling, um dich schadlos zu halten für deines, das du dir in drei, vier Stück hast zerschneiden lassen.“ Der Papst bittet um Gnade. Wenn sie ihn in Ruhe läßt, will er ihr alle Sünden verzeihen. Sie aber will nur Frieden schließen, wenn er wiederholt, was sie ihm vorsagt, daß ein Priester, ein Papst nichts sei als ein Charlatan, ein Taschenspieler. So tut er denn mit Ach und Krach.

Der König von Spanien hat sich plötzlich in einen Winkel verzogen, denn er hat entdeckt, daß er noch einen Brotrest vom Schiff her besitzt. Aber der Pole kommt dahinter. „Vetter, was machst du da abseits. Ich glaube du ißt. Ich will auch.“ Die Zarin und die andern Könige werfen sich auf den von

Spanien, ihm sein Stück Brot zu entreißen. „Ich auch, ich auch, ich auch!“ ruft es durcheinander. Man schlägt sich. Die Erde bedeckt sich mit Fragmenten ihrer Toilette. Die Mäntel sind in Fetzen. Die Sansculotten, die das Schauspiel von weitem genossen haben, bringen ihnen mit den Worten, mit denen man das liebe Vieh verköstigt, zu essen: ein Fäßchen Zwieback.

Während sich die Verbannten unter reichgewürztem Gezänk darüber hermachen, bricht der Vulkan aus, die Lava kommt, Steine und glühende Kohlen fallen. Explosion. Sie fliehen dahin, dorthin und müssen wieder zurück. Dann öffnet sich die Erde und verschlingt die ganze Gesellschaft.

Es sind andere Stücke geschrieben worden, mit denen verglichen, *Sylvain Maréchal* noch „attisch“ gewesen sein soll.

Er selbst hat dieser seiner Glanzleistung später noch eine Sammlung Hymnen, Stenzen und Reden zu Ehren der Vernunftsgöttin, „Reisen des Pythagoras“ mit seinen politischen und moralischen Gesetzen im Anhang und ein „Dictionnaire des athées anciens et modernes“ folgen lassen. Drei Jahre nach diesem letzteren, 1803, ist er gestorben.

Werden wir uns angesichts solcher Theaterdichtung wundern, wenn es heißt, die schauspielerische Kunst sei in jenen Jahren elend verwahrlost, selbst sehr gute Schauspieler hätten über der Prostitution ihrer Talente und in Arbeit erworbenen Routine das eine und das andere verloren, schließlich überhaupt nichts rechtes mehr zu leisten vermocht? Da war es vielleicht ein Trost, daß die wirklich besten, die Auslese, die Ruhmesträger der unsterblichen *Comédie française* über diese Zeiten im Gefängnis, freilich im Schatten nahen Todes, vor der Prostitution geschützt waren.

Genau genommen kann man nicht sagen, daß die Terreur mit Robespierre aufgehort habe. Aber sein Sturz hat ihr den Rückgrat gebrochen. Der Bann, der mit Eisenklammern auf Frankreich drückte, war gelöst. „Wenn einmal,“ sagt Biré's Tagebuch am Ende seiner hier schließenden Aufzeichnungen, „wenn einmal die Departemente wie Paris das Gefühl haben, es habe sich etwas geändert in Frankreich, so hat sich in der Tat etwas geändert.“ Robespierre's Gegner, die nicht besser waren als er und ihn wahrlich nur aus Angst getötet haben, sie meinten nur ihn zu töten. „Sie haben die Terreur getötet“, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, aber sie haben sie getötet. Eine Reaktion hat hier eingesetzt, ob es auch noch lange dieselbe Menschenart ist, die das Heft in der Hand hat. Es ist bedeutsam, daß gleich auch der grobe Bluthund Fouquier-Tinville, der Anwalt des Revolutionstribunals, vier Tage nach Robespierre's Hinrichtung ein Gefangener ist, trotz aller Verzüge rettungslos dem Tod verfallen. Dem 7. Mai, an dem dieser Mann endlich auch den Weg fand, den er so viele geschickt, war ein Theaterereignis vorangegangen, die Auführung eines Stückes, das ein Jahr vorher nicht gespielt worden wäre, und deutlich den eingetretenen Umschwung zeigt. Hundertmal hintereinander an zwei Theatern, dem Théâtre du Palais und dem der Montansier ist die Novität gespielt worden. Sie führt den Titel: „L'in-térieur des comités révolutionnaires ou les Artistes modernes.“ Es ist eine Komödie in Prosa, in drei Akten. Ihr Ver-

fasser, der Bürger *D u c a n c e l*, hat außerdem noch ein nie aufgeführtes Stück: „*Le tribunal révolutionnaire*“ und „*Esquisses dramatiques*“ veröffentlicht, denen seine recht interessanten Erinnerungen beigeschlossen sind.

Es hat einen hohen Wert, daß wir die beiden so oft vermengten Arten von Interieurs literarisch festgelegt besitzen. Sie werden nach ihrer ganzen Verschiedenheit nie genug auseinandergehalten. Im „*A m i d e s l o i s*“ haben wir die führenden Demagogen, die eine Idee repräsentieren, wirklich oder angeblich, oder durch bloße Kraft einer rudimentären Persönlichkeit die Macht an sich gerissen haben. In den „*A r i s t i d e s m o d e r n e s*“ lernen wir den Janhagel kennen, den sie auf ihr Volk losgelassen haben, aus dem sie ihre *Cadres*, ihre subalternen Behörden, Exekutiven landauf und ab rekrutierten, in der Hauptstadt wie in der Provinz; den zur Bedeutung gelangten kleinen Mann in seiner ganzen mehr oder weniger anmutigen Possierlichkeit, böse Affen und Raubtiere, halb theaterspielend und halb *in natura*. Dieses Bild könnten wir nicht missen. Zeichnet es nicht unmittelbar Männer der Geschichte, so gibt es uns vielmehr als *L a y a*'s Stück in typischen Gestalten die Physiognomie der gesellschaftlichen Zustände, einen Ausschnitt aus dem täglichen Leben in jeder beliebigen Stadt und Ortschaft des damaligen Frankreich. Die Handlung ist nach *Dijon* gesetzt. Allein von hier war gegen die Revolution vom *Thermidor* ein Protest ergangen, der dann sofort mit einem Verhaftungsbefehl erwidert wurde. Daher die Brandmarkung.

Das Bild gibt uns einen deutlichen Begriff von den Biedermännern, in deren Hand die Wiedergeburt des Landes unmittelbar gelegt war. Die Redeweise des Volkes, die ein *M a r a t* und ein *H é b e r t*

literarisch hoffähig gemacht hatten, sie in erster Linie schafft der Atmosphäre ihren wirkungsvollen Realismus. So etwas hatte in der Literatur des ancien régime nur der witzige C a y l u s zu seinem eigenen und seiner Freunde und Freundinnen losem Gaudium gewagt und er wie sie wären erstaunt gewesen, wenn die öffentliche Meinung von diesen intim gewollten köstlichen Geschichtchen in literarischem Sinn Akt genommen hätte. Wieviel später erst hat man mit dem Naturalismus und seinem Jargon Ernst, bitteren Ernst gemacht. Damals aber hat ihn der vielbewegte Alltag geboren. Über die Entstehung seines Stückes schreibt der Verfasser folgendes:

„Als ich im Mai (April sollte es heißen) 1795 bei mir mit mehreren Gästen aus Paris und der Provinz speiste, brachte ich die Unterhaltung auf die lächerlichen Schnitzer, die krasse Unwissenheit und die blödsinnigen Roheiten der Beamten der Revolutionskomitees...

„Da war kein einziger meiner Gäste, der nicht einige Beziehungen oder einige Händel mit seinem Revolutionskomitee gehabt hätte. Ich selbst hatte häufige und gefährliche gehabt, nicht nur mit dem meinigen, sondern mit mehreren Komitees der Provinz, bei denen ich manchmal um die Loslassung eines Verwandten oder eines Freundes eingekommen.

„Während des ganzen Mahles war nur ein einziges Schnellfeuer von mehr oder minder gräßlichen oder lächerlichen Anekdoten gegen die Revolutionäre von Paris und der Provinz. Beim Nachtisch erregt und erhitzt sich mein Kopf; ich fahre auf und sage zu meinen Gästen: „Das Herz ist mir übervoll; ich muß mir Luft machen. Ich geh' und mach' eine Komödie über die revolutionären Komitees.“

„Ich gehe in mein Kabinett. Ich ergreife die Feder,

ohne irgendwelchen Plan zu haben. Exposition, Intrigue, Lösung des Knotens, nichts war vorgesehen noch bereit. Ich beabsichtigte bloß, im Kreis eines gewöhnlichen Aktes eine gewisse Zahl von zusammenhangslosen Szenen zu vereinigen. Bald kommen mir die Tatsachen, die Einzelheiten und die Zwischenfälle in Menge in den Sinn. Die Schnelligkeit meiner Feder genügt nicht, sie auf das Papier zu heften, so sehr war ich getrieben von dem *facit indignatio versum!*“

„Ich hatte so ziemlich aus einem Wurf die acht ersten Szenen beisammen und ich sehe, daß mir noch fast der ganze Stoff zu verwerten bleibt. Da entschließe ich mich, mein Stück auf zwei Akte auszu dehnen, die Szenen miteinander zu verbinden und sie an eine dramatische nach Zeit und Ort einheitliche Handlung zu knüpfen. Wie mein zweiter Akt fertig, war mein Vorrat an Tatsachen und Anekdoten noch nicht erschöpft...“

„Das Stück ist in siebenundzwanzig Tagen verfaßt, angenommen, gelernt und aufgeführt worden. Ich erwartete höchstens acht oder neun Vorstellungen, das heißt also: einen Achtungserfolg. Die häßlichen Bilder, die ich wieder vorführte, könnten höchstens bemühende Empfindungen einflößen und allenfalls da und dort das Lächeln der Entrüstung und der Verachtung auf die Lippen bringen. Welche Überraschung, fast könnt' ich sagen: Verblüffung am Tage der ersten Aufführung...“ Und nun beschreibt er seinen mächtigen Erfolg.

„*Nous voici en pleine réaction,*“ schreibt Louis Moland. Reaktion, ja, aber wirklich nur gegen die Terreur. Der Glaube an die Revolution selbst zeigt sich auch jetzt noch fest. Alle Erfahrungen mit der grausen Verzerrung zur Scheußlichkeit haben nicht vermocht, das ursprüngliche Bild zu trüben.

Die Opfer und Helden dieses Stückes sind stramme Gläubige der Revolution.

Ist das nun so zu verstehen? Ist es nicht vielleicht die Vorsicht gewesen, ein kluges Bedenken, sich nicht allzuweit vorzuwagen. Der Gedanke ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Aber näher liegt doch die wörtliche Auffassung. Das ist was sich der Neuling im Verstehen der Revolution und der französischen Nation überhaupt, weitaus am schwersten aneignet; der Begriff von ihrem unbeirrbaren, elfenleichten, himmelanfliegenden Optimismus. Kommt er aus der Eitelkeit, wie Herr Biré meint? Das letzte Wort in solchen Fragen wird man am Ende doch immer wieder der Selbsterkenntnis der in Frage kommenden Nation überlassen müssen. Was immer sein Ursprung sei: es wird schwer halten, auf einen besseren Schlüssel zur Psychologie der Franzosen, ihrer politischen Geschichte, speziell ihrer Revolutionen, vor allem der Terreur, zu kommen.

* * *

Unser Komitee setzt sich zusammen aus dem Präsidenten Aristide, früherem Industrieritter; dem Stellenjäger Cato, der früher den Beruf eines Lakaien, als Gauner ausgeübt; dem Coiffeur Scévola, einem Gascogner; dem Türhüter Brutus, dem Strohflechter Torquatus und dem Kaufmann und Stadtrat und verfolgten Ehrenmann Dufour.

Aristide ist ein Gigerl in der Jakobinerbluse. Wir finden ihn auf Cato und Scévola wartend. Derweil unterhält er sich und uns mit einer kurzen Skizze seiner Metamorphose. „Früher en talons rouges, den Degen an der Seite, den Federhut unterm

Arm, rein strahlend in Seide und Gold, in leichtem Wagen, von munterem Renner gezogen, über das Pflaster von Paris dahinrasselnd, die armen Fußgänger unverschämt anspritzend, deren sehr demüthiger Speichellecker ich heute bin, Marquis im einen Quartier, Herzog und Pair in einem andern, Herr vom vornehmsten Stand für jedermann und Sohn eines armseligen Sattlers vom Lande nur vor mir selber; die Tage in den Boudoirs unserer Kurtisanen und die Nächte in den Spielspelunken verbringend... Rasender Aristokrat, solange ich Hoffnung gehabt, meine prunkvollen Betitelungen zu meinem Vorteil zu behalten... Das war mein Leben... Heut folgt die rote Mütze dem Federhut, die Carmagnole dem bestickten Rock, eine schmutzige Perücke meiner eleganten Coiffure...“

Da sind sie endlich. Scévola entschuldigt sich mit Kunden, die er noch frisieren müssen und Cato kann sich mit einem gar verdienstlichen Geschäft über seine Verspätung legitimieren. Er hat die Seife verkauft, die sie neulich bei dem Wucherer dort an der Ecke konfisziert haben, sechs Franken über dem Maximaltarif. Die Assignaten hat er in der Tasche. Aristide ist einverstanden, wenn ihn nur der Käufer nicht anzeigt. Dazu läßt ihm aber der flinke Cato keine Zeit. Gleich heute abend noch läßt er ihn einstecken. Scévola, lachend, in seinem Gasconisch: „Cé diablé de' Caton,“ der hat ja eine unerschöpfliche Phantasie. Die Sache liegt in der Tat einfach. Gleich wird der Haftbefehl dekretiert für Kaufen über dem Maximum. Dann nimmt unser Cato n die Seife zurück und erstattet sie der Republik und ihm bleibt als blanker Gewinn sein Geld. Unbefangene Bewunderung von seiten der Genossen lohnt ihm zum voraus. Aristide sollte das nicht so sehr er-

staunen, kennt er ihn doch schon von alten Streichen her, da er der Lakai seiner Kurtisane gewesen. Und auch S c é v o l a erinnert sich, er der ja ihr Coiffeur war. Jetzt schwelgen die drei gar fröhlich in Gedanken, wie sie die zusammen ausgeplündert, ein jeder in seiner Manier, bis endlich der Präsident Schluß gebietet, da es jetzt ernstere Dinge gelte. S c é v o l a: „Gut, also, was gibt es zu tun? Sind Haftbefehle zu unterzeichnen, ist jemand einzustecken, sind Siegel anzulegen, Anträge zu stellen, ist Sturm zu läuten, Generalmarsch zu schlagen? kurzum: sagt mir was zu tun ist, aber schnell...“ A r i s t i d e hat die ganze Situation wohl erwogen. Wohl erwogen setzt er auch immer seine Rede. Heute steht es nun so. Die Behörden wären soweit saniert, *épurées*, mit Ausnahme des Stadtrats D u f o u r , ihres Kollegen im Komitee, sind alle Beamten entweder von der rechten Gesinnung oder dann Automaten. Vor den allgemeinen Maßregeln, die er für die Sitzung heut abend inVorschlag zu bringen hat, ist eine besondere wichtig: D u f o u r und die Seinen gilt es zu verderben. Das haben sie sich zu merken. Dafür in erster Linie haben sie sich ins Zeug zu legen. Seine Tugend und sein Patriotismus gelten so viel, daß er bald den ganzen Gemeinderat im Sack hat und sein Sohn kann mit seinen Gaben und seinem Temperament auf der Tribüne alle Hammel des Volksvereins unterkriegen. S c é v o l a der, gleich C a t o , A r i s t i d e 's Rede mit lebhafter Zustimmung begleitet, teilt hier mit, daß sie bereits verzeigt sind. Er selbst hat's besorgt. Die Gattin, fährt A r i s t i d e fort, ist in ihrem Quartier das Beispiel der guten Mütter, das Muster der guten Haushaltungen. Auch sie muß also weg. S c é v o l a wird mit der Kommission betraut. Sie unterzeichnen die drei Haftbefehle. Da sie doch gerade am Unterzeich-

nen sind, bittet sie *Scévola*, ihm gleich noch was anderes zu signieren. Es ist die Verhaftung von drei Individuen mit großen Kravatten, die er in einem Café gefunden und eingesteckt hat, vor acht Tagen, da ihre Gesichter ihm verdächtig vorkamen. Wird unterschrieben.

Aber der bedächtige *Cato* ist noch nicht ganz im reinen. Leute wie die *Dufours* kann man nicht so ohne weiteres denunzieren wie die ersten besten. Ihr Patriotismus ist bekannt. Wo etwas Plausibles gegen sie aufbringen? Ihm kommt ein Gedanke. Man läßt die zwanzigtausend in Assignaten verschwinden, die man bei dem gestern eingesteckten Kaufmann konfisziert hat. Sie sind da in einem Fach. Man teilt sich drein und klagt *Dufour* einstimmig an, sie unterschlagen zu haben. Und gleich geht er ans Fach und steckt die Papierchen zu sich. *Scévola*: „Monsieur Caton, vous n'oubliez pas surtout que j'ai mon hypothèque la-dessus... Point d'inadvertance, je vous prie...“

Was aber wollen sie gegen den Sohn vorbringen? Er sei ein Stutzer! Geht nicht, wenn einer an der Grenze gefochten hat und mehrfach verwundet worden ist. Was tun?

Da erscheint *Deschamps*, *Dufour's* Diener. Die Szene ist klassisch.

Scévola, streng: Was willst du, Bürger?

Deschamps: Bürger, ich komme um...

Scévola, lebhaft und mit Entzücken: Uns eine Anzeige zu machen, mein Kamerad! Dann sei willkommen und nimm dir die Mühe dich zu setzen.

Deschamps: Bürger, nicht eine Anzeige, sondern...

Scévola, immer entzückt: Laß sehen, sprich,

Bürger *Deschamps*; sehr bedächtig vor allem, damit wir keine Silbe verlieren.

Deschamps: Ich sage euch, Bürger...

Cato: Einen Augenblick. Wer von uns dreien nimmt die Feder?

Deschamps: Aber Bürger, es braucht keine Feder für das was ich euch zu sagen habe.

Aristide: Ich will das Schreiben übernehmen. Setzt sich und schreibt unter *Deschamps*' Diktat.

Deschamps: Bürger, ich bin der Diener des Herrn *Dufour*.

Cato: Was bedeutet dieser Ausdruck? Herr *Dufour*?

Deschamps: Bürger, ich bitte um Entschuldigung, das kommt eben, sehen Sie, davon daß...

Aristide: Daß *Dufour* dir befiehlt, ihn Herrn zu nennen, nicht wahr?

Deschamps: Nein, durchaus nicht, Bürger, sondern...

Scévola: Kleiner Trotzkopf, so sagt doch nicht: nein, sagt: ja.

Aristide: Frieden. Hört die Aufschrift der Einvernahme. „Am heutigen Tage ist vor dem Revolutionskomitee von Dijon erschienen Charles François *Deschamps*, im Dienst des Bürgers *Dufour*...“

Deschamps: Aber Bürger, ich heiße nicht Charles François...

Scévola: Was haben die Vornamen zu sagen? Wenn du willst setzen wir Appius, Publicola.

Aristide fährt fort mit Lesen: „Der uns erklärt hat, daß der genannte Bürger *Dufour* ein wütiger Verschwörer ist, der das alte Regiment wieder herzustellen sucht, indem er von den Bürgern,

die in seinem Dienste stehen, verlangt, daß sie alte feudale und gerechterweise geächtete Titel...“

D e s c h a m p s: Aber Bürger, davon habe ich euch kein Wort gesagt...

C a t o: Wie, Lügner, du hast das nicht soeben gesagt! Hältst du uns denn für Fälscher? Bedenke, daß du im Revolutionskomitee bist... das ist genug gesagt.

A r i s t i d e: Vorwärts, fahre fort...

D e s c h a m p s: Nun Bürger, ich komme, Sie zu bitten...

A r i s t i d e: Was heißt Sie?

S c é v o l a: Wieder sein Herr D u f o u r, der nicht will, daß man ihn duze. Schreib, schreib!

A r i s t i d e, im Schreiben: „Daß der genannte D u f o u r ein ausgesprochener Feind der Gleichheit ist; daß er dem Unterschied der Stände und der Herrschaft des Adels nachtrauert, indem er bei sich alte an die Knechtschaft und Sklaverei gemahnende Redensarten duldet.“

D e s c h a m p s: Wo zum Teufel habt ihr all das her, was ihr schreibt?

C a t o: Unverschämter, schweig und antworte der Ordnung gemäß.

S c é v o l a: Dein Haus scheint stark von Aristokratie angesteckt.

D e s c h a m p s: Bürger, aber durchaus nicht. Im Gegenteil, wir sind alle gute Patrioten.

S c é v o l a: Ja, wie man's in Koblenz ist, nicht wahr?

C a t o: Laß hören, was sagt die Bürgerin D u f o u r zur Schließung der Kirchen?

D e s c h a m p s: Na, sie sagt, man hätte vielleicht ganz ebensogut getan, es bei der Glaubensfreiheit zu belassen.

Aristide, im Schreiben: „Daß die Bürgerin Dufour eine krasse Fanatikerin, die verdächtige nächtliche Zusammenkünfte mit Priestern hat, um den katholischen Gottesdienst wieder herzustellen.“

Scévola: Präsident, füge bei, „widersetzlichen Priestern“. Die Beifügung ist wichtig. Deschamps, das ist doch, wenn ich nicht irre, deine Anzeige?

Deschamps: Aber noch einmal, Bürger, ich bin weit entfernt, eine so achtbare Frau wie meine Herrin zu verklagen.

Scévola: Was nennst du deine Herrin? Die Bürger sind gleich, verstehst du?

Aristide, im Schreiben: „Daß die genannte Bürgerin Dufour die braven Sansculotten in ihrem Dienst mit der Unverschämtheit der einstigen Herren behandelt.“

Deschamps: Ah, mein Gott, Bürger, ganz das Gegenteil, niemand ist menschlicher als sie.

Scévola: Danach bist du nicht gefragt. Höre und antworte nach der Reihe.

Cato: Was hält man bei dir von den Revolutionskomitees?

Deschamps: Nun... man sagt, daß es vielleicht für das Gemeinwesen besser wäre, wenn sie weniger streng wären.

Scévola: Versteht sich; schreib, schreib!

Aristide: „Daß die genannte Dufour und ihr Sohn durch ihre antirevolutionären Reden die bestehenden Behörden und die Vertretung der Nation herabsetzen.“

Deschamps: Ich schwöre euch, daß man bei uns nie anders als mit Achtung von unsern würdigen Vertretern gesprochen hat...

Scévola: Willst du schweigen, Schwätzer?

Wenn eine Antwort gegeben ist, soll sie ein anständiger Mensch nie zurückziehen.

Deschamps: Aber Bürger, ihr laßt mich seit einer Stunde sagen, was ich euch durchaus nicht zu erklären beabsichtige. Ich war nur gekommen, um euch zu fragen, ob der Bürger *Dufour* hier wäre, da ihn verschiedene Personen zu Hause erwarten.

Aristide: „Daß der genannte Bürger *Dufour* heute in einem Aristokratenrendezvous bei ihm zu Hause erwartet ist, um da Verschwörungen gegen die Republik zu spinnen.“

Scévola: Ist das nun auch alles, was du uns zu erklären hast?

Deschamps: Ah, so etwas. Aber im Ernst, geht das mich an, was ihr da alles schreibt?

Scévola: Den Staatsanwalt geht's an.

Deschamps, lebhaft: Ah! mein Gott! ihr macht mich schaudern!... Was? Ihr solltet den Bürger *Dufour*, seine Frau und seinen Sohn verderben wollen, auf solche furchtbaren Lügen hin!...

Cato, in drohendem Ton: *Deschamps*, wenn du noch ein einziges Wort sagst, gehen wir und schicken dich auf der Stelle dem Tribunal. Kannst du unterschreiben?

Deschamps, ganz zitternd: Ja... Bürger... ich kann schreiben.

Cato: Nun also! so zeichne.

Deschamps, heftig: Eher tötet man mich, als daß ich solch schreckliches Zeug unterschreibe.

Aristide, im Schreiben: „Und hat, danach gefragt, erklärt, nicht schreiben zu können.“ Zu *Deschamps*, sich erhebend: Merke dir den Rat, den ich dir geben will. Alles was in einem Revolutionstribunal gemacht wird, gesagt wird und geschieht, ist Staatsgeheimnis: es verletzen heißt sich

des Verbrechens an der Nation schuldig machen. Du verstehst mich?... Zieh dich zurück.

D e s c h a m p s , für sich im Abgehen: Ah! mein Gott! welche Mörderhöhle.

* * *

Das Kleeblatt trennt sich. Scévola bleibt allein zurück. Sehr zum Mißvergnügen neuer Ankömmlinge: Torquatus und Brutus. Sie hielten das Feld für frei. „Scévola! Pech!“ flüstert Torquatus dem Brutus ins Ohr. Sollte er gekommen sein, die Zwanzigtausend zu stibitzen? Scévola begrüßt sie herzlich, wird aber kühl aufgenommen. „Du kommst früh ins Komitee?“ „Das war wegen einer äußerst wichtigen geheimen Beratung mit Aristide und Cato.“ Torquatus leise zu Brutus: „Pourvu qu’leux idées n’alliont pas s’rencontrer avec la notre.“ Laut: „Et ne pourrions-j’-ti pas savoir...“ Es ist ein Geheimnis. Da ist Torquatus trostlos sicher, daß das schöne Geld weg ist. Dafür entzückt ihn Scévola im Abgehen mit der Mitteilung, sie hätten zusammen einen guten Fang zu besorgen. Endlich sind die zwei allein. Jetzt nachgeschaut, ob das Geld noch im Fach. Zehntausend für einen, das macht noch nicht einmal hundert Franken Lohn für jeden, den er in den letzten drei Monaten eingesteckt hat. Und die Nation, findet Brutus, ist reich genug. Ein Tropfen in einem Strom — Aber das Fach ist leer. In ihrer Wut über solch unsaubere Kollegen stört sie der Krüppel Vilain, Ausläufer des Revolutionstribunals. Er führt sich gleich als enfant terrible ein, indem er sie beim alten prosaischen Namen nennt. Fétu, der Strohflechter, heute

T o r q u a t u s getauft, weist ihn zur Ordnung, worauf V i l a i n zurückschimpft, man kenne über dieser neuen Modewut weder Leute noch Straßen mehr, aber gleich belehrt wird, für die wahren Patrioten ziemen sich Römernamen. T o r q u a t u s will ihn wohlwollend Cäsar taufen. Das sei noch ein Republikaner gewesen wie sich's gehöre. Der Undankbare verbittet sich solche Hundenamen. Was aber tut sein altbekannter T o r q u a t u s hier? Kommt er die Stühle des Komitees flicken. Der Auskunft, daß er Mitglied des Komitees sei, schenkt er keinen Glauben. Nun, der andere kann's bestätigen. B r u t u s ist ihm auch bekannt und wird mit seinem schönen alten Namen F i c e l l e begrüßt, was er natürlich ebenfalls ablehnt. Was? auch der? „Seid ihr närrisch? Ich habe gemeint, nur die Gauner wechseln die Namen.“ B r u t u s erinnert ihn daran, daß er mit einem Beamten spricht. Er aber will nur vom Türhüter wissen. Wie sich auch dieser als Komiteemitglied entpuppt, verliert er den Rest seiner Haltung. „Du auch? Das kommt ja immer schöner.“ „Où diable a-t-on été pêcher des ostrogoths de votre espèce“: wenn das so fortgeht, kann er am Ende selber noch gar General werden; aber wenn sie doch vom Komitee sind: da ist ein Brief an ihre Adresse. Von wem? „Vom Staatsanwalt.“ „Wie? bist du etwa zufällig Richter?“ „Nicht ganz. Gerichtsbote, worüber ich aus der Haut fahren könnte.“ Und nun schildert er in bewegten Worten das Elend und die Entrüstung, die ihn ankommen in der Berührung mit all den Unglücklichen, deren edle Ruhe schon allein ihre Unschuld zeigt. B r u t u s hat gut schelten, schamlose Verschwörer seien es, unser Krüppel kann diese Art Retter des Vaterlands nicht begreifen; wär er gesund, er wäre an der Grenze und

würde sich schlagen, statt zu Hause ein Brot zu essen, an dem er das Blut der Unschuldigen sieht. Jetzt haben sie aber genug. Vergißt er, daß er im Komitee... „Und daß man“, fällt er ein, „da die Sprache der anständigen Leute nicht versteht.“ Sie sollen ihm nur drohen. Wenn er dran glauben muß, ist er wenigstens in besserer Gesellschaft als bei ihnen. Er soll jetzt seinen Brief geben und gehen. Er muß eine Antwort haben. Bestürzung der beiden. Sie reden hin, sie reden her. Leise. Sie können nämlich nicht lesen. Schließlich fragt Brutus in seiner Verlegenheit den Boten, was der Staatsanwalt von ihnen wolle. Sie sollen doch lesen, Parbleu! „Lest, Lest. Du solltest es wissen.“ Diese Szene der Verlegenheit spinnt sich noch lange aus. Sie muß mit Behagen gespielt und genossen worden sein. Schließlich finden sie eine Ausrede. Der Präsident hat ihnen verboten, in seiner Abwesenheit Briefe zu öffnen. Sie wollen ihn holen. Damit reißen sie aus.

Den wartenden Boten finden die beiden D u - f o u r. Vielleicht können die lesen. Die Frage setzt sie in redliches Erstaunen. „Je viens de quitter deux consuls romains, dont les talents ne s'étendent pas jusque-là.“ Der Staatsanwalt bittet in dem Brief um ein Papier, das in den Akten gegen einen Gefangenen fehlt, und eben das einzige ist, auf das hin die gewünschte Hinrichtung beantragt werden kann. Es handelt sich um einen der besten Ehrenmänner, für den sich D u f o u r schon lange vergeblich gewehrt hat. Er schreibt die Antwort: das Stück sei nicht da und habe offenbar nie existiert. Mit diesem Bescheid eilt der entzückte Bote davon. Dann entnehmen sie den Brief seinem Fach und vernichten ihn. Dem Sohn, der bei der Lektüre nicht nur nichts Anfechtbares, sondern die edelsten Ergüsse reiner Men-

schenliebe eines ob dem Gang der Revolution besorgten Patrioten gefunden hat, gibt der Vater eine Erläuterung der heute im Lande grassierenden Rechtspflege. „Gesetze“, summiert er, „braucht es keine mehr, wenn die Gesellschaft nur noch aus Henkern und Opfern besteht. Frankreich ist nur noch ein unermeßlicher von Mauern umzogener Wald, von verschlingenden Wölfen und von Schafen bewohnt.“ Umsonst sucht da der Sohn ihn zu bewegen, daß er mit der Mutter sich in ländliche Einsamkeit flüchte; er weiß, daß ihn die Ungeheuer nicht entrinnen lassen; er ist zu tief eingeweiht, als daß sie ihn nicht fürchten und deshalb stillmachen müßten. Er weiß auch, daß die Stunde naht, da sie seinen Widerstand satt haben. Er wird aber sein Leben teuer verkaufen, ihr Treiben ans Licht bringen. Zur Illustration öffnet er das Fach mit den von C a t o verstaatlichten Zwanzigtausend. Natürlich! es ist leer. Der empörte Sohn will ihn nicht untergehen lassen, will ihn persönlich schützen. Aber der Vater weist ihn, da seine Wunden nun geheilt, an die Grenze zurück, ihn an den fremden Feinden zurächen. Im Innern ist nichts zu machen. Kein Mann von Tugend wird übrig gelassen, weil in jedem ein Ankläger übrig bliebe. Das Schafott ist das Feld der Ehren für die Talente und die Tugenden. Nur das Los seiner Gattin schmerzt ihn. Keine Stütze, kein Tröster, wenn sie ihn und den Sohn verloren. Die Freunde sind schon alle gemordet. Und alles werden sie ihr nehmen, aufs Alter. Das ist's was ihm zuweilen allen Mut nimmt. Aber, noch einmal, fliehen darf er nicht. Noch kann er hier Unschuldige schützen, vielleicht einige retten. Er aber soll die Mutter in Sicherheit bringen.

Soweit der erste der drei Akte. Eine schlagende Szene reiht sich an die andere. Gegen den Schluß

unseres Stückes ist das Interesse von der Schilderung mehr der Handlung zugewandt. Das Ende ist natürlich das, daß im Augenblick, da die ganze Familie *Dufour* mitsamt ihren heroisch anhänglichen Dienstboten in der Gewalt der Bösewichter und verloren scheint, in der elften Stunde, die Nachricht von der Thermidorrevolution eintrifft, die auch dem Schreckensregiment zu Dijon ein promptes Ende bereitet. Von der Handlung ist damit gesagt, was zu sagen ist. Die Hauptsache, die kleinen Einzelstücke, die Schilderung ist nur in der Lektüre nachzukosten. Die Szene der Magd *Fanchette* vor den Männern des Komitees ist absichtlich gar nicht berührt worden. Ihre prächtige Frische, ihr sprudelnder Humor, ihr Schlag auf Schlag entladener Dialog machen sie vielleicht zur besten Szene der revolutionären Dramenausbeute. Das dürfte nur in extenso und besser nur im Originaltext wiederholt werden, wie sie die saubern Bürger da abfertigt. Es kann überhaupt nicht hoch genug gelobt werden, daß der Verfasser mit Pathos und Sentimentalität so sparsam umgegangen ist wie alles bisher Dagewesene verschwenderisch. Die Satire, besser noch: der Humor hat das Wort und weiß sich nicht zu halten vor Lustigkeit. Man kann sich wohl erinnern, daß die Stimmung, die dem Entwurf dieser Bilder *Gevatterin* gestanden, eine grimmige, von Lustigkeit ziemlich ferne war. Im Spiel, im Schauspieler mag nicht gar so viel davon übrig geblieben sein. Wenn sich auch saftiger Grimm der Genugtuung ins Lachen der immer neu herströmenden Zuschauer mengte, die tolle Lustigkeit mag doch jede andere Stimmung zusehends gemeistert haben. Es ist nicht Esprit der untergegangenen Welt, der hier erstanden wäre. Aber es ist der witzige Jubel eines Menschen, der heute

sein lange unter blutigem, schwerem Bann verhaltenes und verlerntes Lachen wieder gewonnen hat und aus reichem Geist, aus tiefstem Herzen und voller Kehle wieder genießt. Die Aristides modernes lesen sich heute noch mit stets neu bewährtem Gaudium und brauchten den Versuch einer Wiederbelebung — von Zeit zu Zeit einmal — sicher nicht zu scheuen. Denn sie gehören zum dankbarsten in Possenkomik und vereinigen damit das nicht zu unterschätzende Verdienst, eine der erschüttertesten Tragödien zu vergegenwärtigen. Bände guter Historiker, Briefe, Memoiren reichen an Fülle der Wirkung nicht an diese anspruchslose Szenenkette, wenn es sich drum handelt, die Atmosphäre zu vermitteln, in der wir uns die Gesellschaft während der Terreur zu denken haben.

VI.

Der Reiz einer geschichtlichen Urkunde im glänzendsten Sinn, tiefe innere Tragik und ausgelassenste Lustigkeit haben diese lebenswerte Schöpfung nicht über die geschichtliche Epoche, der sie angehört, hinaus lebendig erhalten können.

Das einzige Stück der Revolution, das, in meisterhafter Verarbeitung freilich, heute noch lebt und leben wird solange es eine französische Operette gibt, ist das späteste, unbedeutendste: *La fille de Madame Angot*.

Eine ganze Geschichte hat Madame Angot gehabt, bis sie in Lecocq's Hände geriet. Wir verlassen mit ihr den Boden des ausschließlich gesprochenen Stückes, und wir verlassen auch beinahe

schon die Revolution, denn wir stehen im Herbst 1796. Der Nationalkonvent ist aufgelöst. Schon steigt im Dämmer Napoleon herauf. Das Direktorium und die Ruhe im Innern geben Land und Nation und Stadt eine neue Physiognomie. Aber gerade weil in der Figur der Madame Angot die Umwälzung aller Verhältnisse eine typische Verkörperung für das Volksbewußtsein erfahren hat, gehört sie noch in den Bereich unserer Übersicht. Sie bildet das natürliche Schlußstück für die Reihe von Bühnenwerken, mit denen sich die Revolution illustriert hat. Anders dürfen wir vom Drama der Revolution nicht scheiden. Lange werden wir uns so nicht aufhalten müssen.

Das Kleinod im Repertoire der heutigen „Gaité“ geht auf ein ziemlich dürftiges Machwerk zurück, das mit der Tochter wenig genug mehr zu tun hat: *Madame Angot ou La poissarde parvenue*, komische Oper in zwei Akten von Bürger *Maillot*. Gewidmet ist es einem unserer Bekannten, dem Schauspieler und Dichter *Monvel*.

Die Handlung spielt in einem reichen Salon. Madame Angot, der reichgewordenen Fischfrau, ist das Geld zu Kopf gestiegen, sehr zum Leid ihres naiven und lustigen Kindes Nanon, das nun statt seines simpeln Schatzes *François* einen Adligen heiraten soll. Wie die eitle Mutter wieder die alte wird, die sie ihrer Sprache und ihren Manieren nach ganz ebensogut geblieben ist wie ihr Ladendiener *Nicolas*, den sie mit köstlicher Bemühung zur Vornehmheit zu erziehen sucht, diese Wandlung, die zugleich ihrer Tochter Los entscheidet, ist das einfache Gerüst, das lustige Gespräche und Szenen trägt. Den Erfolg verdankt das anspruchslose Produkt dem unsterblichen Motiv naiven Protzentrums mit seinem Kontrast von echter Natur und Simili. Daher

denn auch die Gestalt nachher vom Verfasser mit mehr Geschick und Erfolg von andern in allen möglichen Kombinationen weiter ausgeschlachtet worden, die im wesentlichen nur daraufhin geschrieben waren, die bewährte Zugfigur und ihren Namen auszubeuten. Maillot ließ noch ein „Mariage de Nanon“, dann „Le repentir de Madame Angot ou le mariage de Nicolas“ folgen und endlich „Les dernières folies de Madame Angot“. Aude schrieb „Madame Angot au Sérail de Constantinople“ und „Madame Angot au Malabar ou la nouvelle veuve“.

Maillot hieß von Haus aus Antoine François Eve. Er stammt aus Dôle, war Soldat, Deserteur, Schauspieler, schrieb dann auch fürs Theater, funktionierte als Kommissär des Nationalkonvents und war einer von den menschlicheren, verbrachte das letzte Jahrzehnt seines Lebens im Gefängnis und starb im Spital 1814.

* * *

Unnötig zu sagen, daß die betörte Fischfrau auf ein schlechtes Subjekt gefallen ist mit ihrem adeligen Auserwählten für die Tochter. Er hat als Zollbeamter mein und dein verwechselt. Seine Ländereien sind natürlich sehr weit weg. Für Verlobung und Kontrakt hat er gegen gutes Geld einen falschen vornehmen Onkel und als Lakaien einen guten Freund angestellt.

Schade, daß Nanon's Schwester, die Holzhändlerin Dutailis nicht mehr frei. Die wüßte die schönen Sachen, die er Nanon und ihrer Mutter sagt, ganz anders zu würdigen, schwärmt sie doch für Offiziere, und weiß sie doch mit ihrem ge-

lehrigen Mann die ganze Weltgeschichte in der Unterhaltung anzubringen. Die beiden vertreten gegenüber dem Gelddünkel der Mutter die Bildungspose emporgekommener Leute, und zur Ehre der Mutter sei's gesagt, sie imponieren ihr gewaltig damit, soweit sie ihnen zu folgen vermag in die dunkeln Tiefen des Altertums, in denen ihr Gedächtnis herumvagierte. Was tut's auch, wenn sie bei Auguste an den benachbarten Hotelier denkt und sich vom Schwiegersohn belehren lassen muß, er sei ein General der Athener gewesen.

Madame D u t a i l l i s ist die Preziöse. Wie herrlich geziert sie zu reden weiß, um dann gleich wieder noch herrlicher zu stolpern. Was immer die Revolution an geistigem Duft von Frankreich abgestreift, den Geist, der in der Rasse steckt, hat sie offenbar nicht fortgenommen, sonst könnte dies Volk nicht gleich am Abschluß seiner Emanzipation sich selbst mit solchem Behagen ironisieren und genießen.

Mit Wonne führt sich Madame D u t a i l l i s die Ehre der neuen Verwandtschaft zu Gemüte. Aber Nanon will nicht anbeißen und ist in Verzweiflung, denn mit ihrer Mutter ist nicht zu spaßen. Da wird kein Wort mehr verloren.

Während man zum Notar geht, hilft der gute Liebesbote N i c o l a s dem unglücklichen Liebhaber zu seiner jungen Herrin herein. Wenn nichts mehr im guten zu hoffen ist, so muß er sie eben entführen. Aber davon will das weiche gehorsame Kind wieder nichts wissen. Sie wird eben schließlich gehorchen. Nur eines kann noch helfen, wenn die Base B e r n a r d , die von allem nichts weiß, dazwischen käme. Nun, dafür will er gleich sorgen.

Man kommt. Sie scheiden. Madame A n g o t ist sehr nobel gewesen und wird dafür von ihrem neuen

Schwiegersohn und auch vom alten mit einer Eindringlichkeit über den Reiz ihrer wohlkonservierten Jugend und Schönheit unterhalten, daß sie, zwar unter lauten Protesten, vor innerlichem Schmunzeln zu schmelzen droht.

In dieses elegante Scharwenzeln hinein platzt Nicolas mit der Meldung, es komme Besuch. Das wird einer von Monsieur de la Girardière's vornehmer Familie sein. Mit nichten. Mademoiselle Bernard; die Base, ist's. Verlegen kühler Empfang; wenn's nur nicht an den Tag kommt, daß das eine Verwandte ist. Aber das wird ihnen nicht geschenkt. Ihr gutes Recht macht sie geltend, an Nanon's Verlobungsfest dabei zu sein, ob man sie auch nicht gebeten. Nur die Braut nimmt sie warm als Cousine auf. Immer bissiger werden die Mäuler, Mademoiselle Bernard, die heut noch mit Heringen hausiert, mahnt die eitle Dame des Hauses in verwünschter Ausführlichkeit an ihr Geschäft, bis aller Firnis von ihr abfällt und sie wütend losbricht mit dem Wörterbuch der rasendsten aller Fischfrauen — bis ihr übel wird und sie in den Fauteuil sinkt, die Ungebetene aber sich verzieht.

Nicht des künftigen Schwiegersohnes Flacon, ein tüchtiger Schnaps hat Madame Angot wieder auf die Füße gebracht. Sie bricht in elenden Jammer aus. Aber der Herr vom Adel ist weit entfernt, um der Fischgerüche willen die goldenen Bande zu zerreißen. Umsonst stürzt auch François zu einem letzten verzweifelten Sturm auf das Herz der unerbittlichen Mutter herein. Da naht die Rettung in der Person des Notars. Verblüffung. Das ist nämlich des Bräutigams Onkel. Das ist ja nicht Madame Angot's Notar. Er komme, sagt er, statt seines verhinderten Kollegen; übelhörig wie er ist, läßt er alle Versuche

des Neffen, ihn zur Diskretion zu veranlassen, an sich niederfallen, und posaunt es aus so laut er kann, daß er sein Patenkind ist. Inzwischen ist auch Base B e r n a r d seinen Personalien etwas nachgegangen. Nun kommt sie zurück, ihm seinen Adelsschwindel aufzudecken. Da tagt es endlich auch bei unserer Heldin. Der Edle empfiehlt ihr im Abgehen noch recht schnöd, doch ja sich selbst bei der Nase zu nehmen, wenn seinesgleichen solche Streiche wagt.

Das ist in blassen Zügen der Hergang unserer liederreichen Operette. Es ist ein schwacher Ansatz zu der graziösen Schöpfung, die uns allen im Ohr lebt und allen im Auge, denen es vergönnt gewesen ist, an der Gaîté die heitern, süß-lustigen Tage der Merveilleusen zu sehen. Unerwähnt durfte sie nicht bleiben. In Madame A n g o t haben wir von der Revolution Abschied genommen:

En France tout finit par une chanson.



Von Eugen Ziegler erschien ferner:

1. Bei Schulthess & Co. in Zürich, 1906:

Aus meiner Pariser Mappe. 8°. 282 S. M. 3.60;
geb. M. 4.20.

Inhalt: Vorwort — Zwei Nachbarkapellen — Die Biographie der Maria dei Medici von Peter Paul Rubens — „La Jeunesse de Louis XIV“ — Die Giftmordtragödie — Aus den Registern der Bastille — Mirabeau und Preußen — Die Guillotine — Zur Erinnerung an Alexander Dumas den Älteren. 1803—1870.

2: Bei H. R. Sauerländer & Co. in Aarau, 1910:

Siegfried Schweizer. Unterhaltungen in einem Akt. 8°. 68 S. M. 1.20.

- MONTAIGNE, MICHEL DE, Versuche (Essais).** Erstes Buch, 57 Essais enthaltend. Vollständig mit den Nachträgen Montaignes aus dem Französischen übertragen von Wilhelm Vollgraff. gr. 8°. Mit Porträt. M. 12.—; in Leder M. 16.—.
- RICHARDSON, SAMUEL, Clarissa.** Ein Roman in Briefen. Eingeleitet und aus dem Englischen übertragen von W. Mießner. gr. 8°. Fein in Leinwand gebunden M. 10.—.
- ROHRBACH, PAUL, Die Bagdadbahn.** 2. Aufl. Mit einer Karte. M. 1.50.
- ROUSSEAU, J. J., Bekenntnisse (Confessions).** Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Mit Porträt. 870 Seiten. Biagsam in Leder in Taschenformat M. 10.—
- SCHNEIDER, KARL, Das sechste Gebot in der Schule.** M. —.40.
- SCHULTZ, JULIUS, Das Lied vom Zorn Achills.** Aus unserer Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenzeilen übertragen. M. 4.—; geb. M. 5.—.
- SOLGER, K. W. F., Erwin.** Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Neu herausgegeben und eingeleitet von Rud. Kurtz. gr. 8°. M. 10.—; geb. M. 12.—.
- THURNEYSEN, RUDOLF, Sagen aus dem alten Irland.** Übersetzt von R. T. M. 6.—; geb. M. 7.—.
- TIECK, LUDWIG, Die Reise ins Blaue hinein.** Sechs romantische Novellen. Mit Einleitung von W. Mießner. M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.
- VOLTAIRE, Erzählungen (Romans).** Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Ernst Hardt. Mit Porträt. M. 9.—; in Leder M. 12.—.
- VOLTAIRIANA INEDITA.** Aus den Königlichen Archiven zu Berlin herausgegeben von Wilh. Mangold. M. 2.50; geb. M. 3.50.
- WIESE, LUDWIG, Sammlung der Verordnungen und Gesetze** für die höheren Schulen in Preußen. 3. Ausg., bis zum Jahre 1887, besorgt von Otto Kübler. Anstat. Neudruck. M. 26.—; geb. M. 30.—.
- **Das höhere Schulwesen in Preussen.** Historisch-statistische Darstellung. Bd. IV. 1874—1901. Herausgegeben von Prof. Dr. B. Irmer. M. 26.—; geb. M. 28.—.
- **Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen.** M. 9.—; geb. M. 11.—.
- **Deutsche Briefe über englische Erziehung.** M. 7.50; geb. M. 9.—.
- WUTTKE, ADOLF, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.** Dritte Bearbeitung von Elard Hugo Meyer. M. 12.—; geb. M. 14.—.
- ZEPLER, MARG. N., Vom innern Wesen.** Eine Schrift zum sinnen und schaffen. Mit 4 Bildern (kallisthenischen Studien). M. 4.80; geb. M. 6.—.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.